

Auf den folgenden Seiten
sind ausschliesslich die
hier unterstrichenen
Kapitel wiedergegeben.

Vorwort	2
<hr/>	
Erster Teil	
Das Spektrum des Bewußtseins	
1. Menschenbild und Lebensgestaltung	3
2. Die drei europäischen Welten	13
3. Europa und Asien	
<hr/>	
Zweiter Teil	
Einbruch der Zeit	
1. Der Einbruch der Zeit	31
2. Das Beispiel der Psychologie	
3. Zeit zählt in Asien nicht	
4. Evolution als Nachvollzug	
5. Das tägliche Leben	
6. Vom spielenden Gelingen	
7. Letztlich ist alles einfach	
8. Gedichte	
<hr/>	
Bibliographische Hinweise	

Vorwort

Gebser's Hauptwerk »Ursprung und Gegenwart« (1949–1953) umfasst drei Bände und ist mit der Fülle an Material, mit der Vielzahl von Hinweisen und Anregungen eine große Herausforderung an die Leser. Der vorliegende Auswahlband soll den Zugang zu Gebser's Werk erleichtern und zudem einen Einblick ermöglichen in die Spannweite von Gebser's Beitrag zur Erforschung des menschlichen Bewusstseins. Für die Auswahl der Texte ließ ich mich von dem leiten, was für mich selber zum Zentralsten und Lebendigsten in Gebser's Schriften gehört.

Es sind vor allem vier Einsichten Gebser's, die auf mich, seit ich sein Werk vor über zwanzig Jahren kennengelernt habe, befreiend und bereichernd gewirkt haben und es auch heute immer noch tun:

1. Gebser's Einsicht, dass Bewusstsein nicht mit rationalem Denken identisch ist und nicht damit verwechselt werden darf; dass das Bewusstsein viel weiter und umfassender ist als das mental-rationale Denken, mit dem sich unsere Epoche noch immer einseitig identifiziert.

2. Gebser's Erkenntnis, dass Bewusstsein entwicklungsfähig ist; dass sowohl im individuellen Leben als auch kollektiv in der Kulturgeschichte der Menschheit eine Entwicklung stattfindet, die dem Menschen die Möglichkeit gibt, immer wieder grundlegend neue Möglichkeiten des Bewusstseins zu entdecken und zu entfalten. Gebser versteht deshalb unsere Epoche als eine Übergangsepoche, in der wir die Chance und auch die Aufgabe haben, über das logisch-begriffliche Denken hinauszukommen und eine neue Dimension des Bewusstseins zu entdecken, welche Gebser das integrale oder aperspektivische Bewusstsein nennt.

3. Gebser's Erkenntnis, dass dem Phänomen der Zeit in dieser Übergangsepoche eine Schlüsselfunktion zukommt. Der Einbruch der Zeit in unser Bewusstsein ist heute überall deutlich zu erkennen: in der Wissenschaft (z.B. Zeit als vierte Dimension in der Physik – Zeit als Mutation, als Entwicklungssprung in der Biologie – und in der Psychologie: Zeit als latente Vergangenheit im Unbewussten), in der Kunst (z.B. in der aperspektivischen Malerei, welche die räumlich-dreidimensionale Darstellungsform hinter sich lässt – in modernen Erzähl- und Theaterformen, in denen das geordnete Nacheinander der Zeit aufgelöst wird) und im Alltag (und sei es auch nur in der symptomatischen und bedrängenden Erfahrung: »Ich habe keine Zeit«). Für die zentrale Bedeutung des Zeitthemas auch für die philosophische Diskussion unserer Gegenwart seien zwei Sätze zitiert aus der Einleitung zum Sammelband »Klassiker der modernen Zeitphilosophie«, der 1993 in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erschienen ist: »Es gibt derzeit wohl kaum einen einschlägigen Verlag, der nicht wenigstens ein, im Regelfall aber gleich mehrere neue Bücher zum Thema im Programm hat, und es gibt kein Feuilleton oder Kulturmagazin in Rundfunk und Fernsehen, das nicht ein Feature oder eine Sendereihe zum Thema ‚Zeit‘ produziert. Diese neue Konjunktur zeichnet sich etwa seit Mitte der achtziger Jahre ab.« Gebser hat auf die zunehmende Bedeutung des Zeitthemas bereits in den fünfziger Jahren hingewiesen.

4. Schließlich Gebser's Einsicht, dass im integralen Bewusstsein der Mensch sich seines geistig-göttlichen Ursprungs neu bewusst werden kann, dass eine nüchterne, klare Religiosität oder Spiritualität jenseits von magischer Trance, mythischem Bild, mentalem Begriff gefunden werden kann. Gebser spricht in diesem Zusammenhang vom Durchscheinenden, von der Transparenz des Göttlichen.

Rudolf Hämmerli, Herausgeber

ERSTER TEIL

Das Spektrum des Bewusstseins**1. Menschenbild und Lebensgestaltung**

Jeder von uns glaubt zu Recht, irgendein Bild vom Menschen zu haben. „Was ist der Mensch?“ Es hat wohl noch keinen Menschen gegeben, der diese Frage beantworten konnte. Aber immerhin: der Mensch ist mehr, erstens einmal, als wir alle glauben oder sehen, zweitens ist er vielschichtiger, als wir gemeinhin annehmen. Diese Unterschätzung resultiert aus dem einseitigen Gebrauch unseres einseitigen mental-rationalen Denkens, mit dem wir glauben, wir könnten ausschließlich dank seiner das Leben meistern und gestalten. Wir müssen in unsere Vergangenheit schauen, um den Reichtum eines umfassenderen Menschenbildes oder des Menschen zu skizzieren.

Der sogenannte Primitive wird wahrscheinlich kein Bild vom Menschen haben, denn er verfügt noch nicht über ein Bewusstsein, das auf sich selbst reflektiert. Dieses ichhafte Selbstbewusstsein aber spielt in diesem ganzen Fragenkomplex, jedenfalls für den westlichen Menschen, die ausschlaggebende Rolle. Wir selber sind, was das Bewusstsein anbetrifft, auf eine sehr merkwürdige, sehr hintergründige und von uns meistens verdrängte und verratene Art, wenn wir sehr genau hinschauen, mehrfach strukturiert. Ich möchte hier nicht schematisieren, aber man muss leider sehr klare Grenzen ziehen, die als solche im Lebendigen nicht vorhanden sind, wo alles leise ineinander übergeht. Diese Typisierung ist also nicht als ein brutaler Akt der Lebensvergewaltigung anzusehen.

Die Strukturierung, der wir eigentlich unsere Lebens- und unsere Reaktionsfähigkeit verdanken, ist zumindest dreifacher, wenn nicht vierfacher Art.

Wir haben das, was man ein archaisches Bewusstsein, ein Ursprungsbewusstsein nennen könnte, das den meisten eigentlich nicht mehr bewusst ist; wir haben ein magisches, das mehr im Vitalbereich gründet; wir haben ein mythisches, das mehr psychisch begründet ist; wir haben ein mentales, rationales, das mehr im Denken beheimatet ist, und es kommt vielleicht noch ein fünftes hinzu: es bahnt sich ein neues, das ich als integrales beschrieben habe, an.

Archaisches Bewusstsein, das heißt jene ursprünglichste »Schicht« in uns (ich setze es in Führungszeichen, denn es sind ja keine Schichten, es sind Strukturen, die ineinander spielen, und deren Zusammenspiel unser Leben, auch unseren Mut zum Leben und unsere Bewahrung durch das Leben ermöglichen), über diese archaische Struktur lässt sich eigentlich kaum etwas aussagen. Vielleicht ist es, um im Gleichnis zu sprechen, der Paradieszustand, da der Mensch selbst noch ganz und gar eingeschlossen und undifferenziert und ungeschieden vom Kosmos, vom All, von Gott, oder wie immer man es auch benennen mag, lebt. Dieses Konzept oder diese Möglichkeit ist keine Spekulation. Ich erinnere an ein apokryphes Wort Christi, es steht bei Origenes. Dort sagt Christus zu seinen Jüngern: »Ich habe Euch auserwählt, bevor die Erde entstand« – , ich glaube, es ist ein Wort, über das man viele Tage nachdenken kann und zugleich ein Hinweis auf jene archaische, urtümlich-ursprunghafte Konstellation, in der bereits auch schon etwas wie Bewusstsein herrschte. Wir haben uns, aus unserer mental-rationalen Einstellung heraus, die sich ja immer der Schwarzweißmalerei und der dualistischen Betrachtungsweise verpflichtet fühlt, leider daran gewöhnt, Leben in anorganisches und organisches aufzuspalten, so als hätten beispielsweise der Stein, die

Blume oder das Tier nicht auch ihre Form von Bewusstsein. Heute wissen wir dank der Forschungen der Biologie, vor allem der Quantenbiologie, dass diese Schwarz-weißmalerei von organisch / anorganisch bzw. lebendiger / toter Materie falsch ist. Dieser Dualismus ist genauso töricht gewesen wie der Dualismus zu meinen, es gäbe einerseits nichtbewusste – ich sage nicht: unbewusste – Wesen oder Erscheinungen und andererseits den vollbewussten Europäer als Schöpfungskrone, der natürlich alles zu seiner Verfügung hat. Ich spreche deshalb also vom Bewusstsein auch der archaischen Struktur. Einen anderen Hinweis auf diese archaische Bewusstseinsstruktur findet sich in dem taoistischen Werk des DschuangDsi, welches uns uralte chinesische Weisheit überliefert. Es ist »Das wahre Buch vom südlichen Blütenland« (Diederichs, Jena, 1940), das der große Sinologe Richard Wilhelm übersetzt hat. Dort heißt es an einer Stelle »Die wahrhaften Menschen der früheren Zeiten (die berufenen Heiligen) schliefen traumlos.« Erstens ist es symptomatisch, dass jener chinesische Weise, der um 350 v. Chr. lebte, das einsichtige Wissen hatte, von seinen Vorfahren, die doch, wie wir meinen würden, reichlich »primitiv« waren als von »berufenen Heiligen« und »wahrhaften Menschen« zu sprechen. Und das andere: Er bekundet, dass sie keine Träume hatten. Damit ist gesagt, dass das reflektierende Bewusstsein, das Spiegelbewusstsein, noch nicht erwacht ist, dass sie noch absolut mit dem All, dem Kosmos und allem verbunden waren. Träume sind schon Spiegelungen, und Spiegelungen sind nur dort, wo eine Trennung erfolgte, so dass ein Gegenüber da ist oder doch etwas, was sich spiegelt. Wenn ich aber im Ganzen bin – was soll sich spiegeln, da sie mit dem Ganzen eine Identität bildeten. Wie stark diese Identität war, geht noch aus einer anderen Äußerung hervor – ich kenne nur diese zwei Quellen, die einen Hinweis auf die archaische Struktur geben. Diese zweite chinesische Äußerung besagt, dass die Menschen der Vorzeit den Unterschied zwischen Grün und Blau nicht kannten. Zu meinen, es gäbe dafür rationalistische Erklärungen, beispielsweise Farbenblindheit, dürfte hinfällig sein; gelten dürfte, dass ein solches Nichtunterscheiden zwischen dem Blau des Himmels und dem Grün der Erde ein Hinweis darauf ist, dass Himmel und Erde für diese Menschen oder für das Bewusstsein dieser Menschen noch nicht geschieden waren.

Wenden wir uns nun der magischen Bewusstseinsstruktur zu.

Im Verlaufe der Menschheitsgeschichte erfolgte einige Male das, was ich als Bewusstseinsmutation beschrieben habe, nämlich ein ganz plötzliches In-Erscheinung-Treten neuer Fähigkeiten, die, um sich darstellen zu können, durch das Bewusstsein gehen müssen. Das Bild, das wir uns von der Welt oder vom Menschen machen, hängt von der Form und der Art unseres Bewusstseins ab. Damals, ganz früh, es kann um die Zeit von Atlantis gewesen sein, es kann auch bereits in der Voreiszeit gewesen sein – es ist da schwierig, irgendwelche genauen Datierungen zu geben -, brach zum ersten Mal diese Identität des Archaischen in sich zusammen, oder vielmehr es sonderte sich etwas aus: der Mensch bekam oder erhielt einen eigenen Stand innerhalb des Ganzen, der Identität. Er fing an, in einer gewiss noch sehr schlafhaften Weise, der Welt gegenüberzustehen. Der magische Mensch bildet nicht mehr eine Identität, aber er bildet noch eine Einheit, eine Unität, mit allem, was ihn umgibt. Seine Art Bewusstsein ist schlafhaft, so wie auch wir Bewusstsein haben, wenn wir schlafen; doch es ist noch nicht, was sehr wichtig ist, Traum. Es ist jene Sphäre des Lebens, die, so wir es vegetativ sehen wollen, der Wurzelbereich des Lebens ist. Wenn wir beispielsweise die Wurzel einer Pflanze aus dem Boden reißen und sie betrachten, dann wissen wir nicht genau, wo die Wurzel aufhört und wo die Reste von Erde anfangen, die an der Wurzel hängen. Wenn wir uns das einmal ganz genau ansehen, dann sehen wir, dass dieser Unterschied absolut fließend ist. In diesem Wurzeldunkel, in diesem gewissermaßen unterirdischen, schlafhaften, dunklen, mütterlichen Bereich, da spielt sich

das ab, was das magische Leben als solches ist. Dort gibt es noch das, was wir heute aus einer gewissen Pervertiertheit des rationalen Denkens heraus lächerlich als Zufall beschreiben. Im magischen Bereich sind die Dinge immer alle gleichzeitig vorhanden und gegeben, sie fallen dem Menschen wirklich zu, und vor allen Dingen: er versucht erstmals, sich als Mensch der Natur gegenüberzustellen, dieser Natur, in die er noch ganz eingebettet ist. Das äußert sich in magischen Jagdritualen, das äußert sich später in einer defizienten, also negativen Weise in dem Zaubern – darauf kommen wir vielleicht nachher noch mit Bezug auf unsere heutige Zeit zu sprechen. Der magische Mensch kann etwas nicht, was uns selbstverständlich ist, er kann nicht auf unsere Weise denken, folgern, kausal Beziehungen herstellen. Wir wissen aus Berichten der Völkerkundler, die die sogenannten primitiven Stämme beobachtet haben, dass der Kausalkonnex, den wir manchmal allzu leichtfertig herstellen, für sie überhaupt noch gar keinen Vorstellungswert hat, da sie diesen noch nicht kennen. Wenn man eine Vorstellung von etwas hat, so bedeutet das, dass das, was ich mir vorstelle, mir gegenüber sein muss, denn sonst kann ich es mir nicht vorstellen oder vor mich hinstellen. Dieser Mangel an exaktem kausalem Denken ist sehr symptomatisch für die Reaktionsweisen des magischen Menschen oder überhaupt der magischen Komponente in uns, denn was wir kausal untersuchen, das ist für ihn nicht eine Folge, sondern eine Unität, eine Gleichzeitigkeit: alles wirkt auf alles, es ist das »pars pro toto«, aber ein »totum pro parte«; letztlich ist alles auswechselbar. Ich gebe zu, wenn wir jetzt zurückblicken und uns weder das soeben Ausgeführte längere Zeit klargemacht haben, noch durch eigene Erfahrungen, deren wir uns allmählich erinnern, eine Beziehung zu dieser Welt wiederherstellten, ist diese Welt, so wie ich sie schilderte, nicht nur irrational, sondern prä-rational, und sie ist, was noch unangenehmer ist, fast etwas unheimlich. Wir sträuben uns mit unserem Verstande dagegen, diese Dinge zu akzeptieren, weil wir nicht mehr um sie wissen, oder weil wir eigentlich Angst vor ihnen haben. Das ist alles dunkel, ist nicht ganz erklärbar, und deshalb verdrängen wir es, nicht im psychologischen, psychotherapeutischen Sinne, sondern indem wir einfach nicht daran denken, weil wir es tabuierten. Damit berauben wir uns der Kenntnis unserer Wurzeln, der Kenntnis jener Lebensvorgänge und Reaktionen, die uns durch den ganzen Tag hindurch begleiten. Denn ich glaube, niemand ist so vernunft hybrid, dass er meint, er gestalte sein Leben nur durch die Aktionen seines kausalen Denkens und seines Verstandes. Wenn man sich einmal einen Tagesablauf vergegenwärtigt und sich dann fragt, was ist denn heute geschehen?: Ich habe das und das gewollt, ich habe das und das gemacht, und dann ist auch das gekommen, und dann ist plötzlich alles ganz anders gegangen, aber es war eigentlich ganz gut, es war Zufall ... Dies ist ein ganz allgemeines Beispiel – aber: es war ein Zufall, doch ist es ja ganz gut gegangen. Was steckt denn dahinter? Jene tiefste Gefügtheit des Lebens, die eben doch noch die Kraft hat, unsere Reaktionen zu richten oder zu lenken, so dass wir dieser Gefügtheit nicht entgehen können. Da sind wir beispielsweise sehr betrübt darüber, dass uns alle drei, vier Jahre einmal etwas passiert, was sehr unangenehm, womöglich äußerst blamabel ist. Dann sagt man sich, jetzt hast du wieder deinen alten Fehler gemacht. Wenn man sich das tatsächlich sagt, so ist schon sehr viel erreicht. Die meisten sagen nämlich dann: der andere war schuld. Man sagt meist dann, wenn etwas Schlechtes passiert, dass der andere schuld sei; wenn etwas Gutes passiert, dann hat man selber recht gehabt, und war es womöglich sehr gut, so war man jemand, der etwas geleistet hatte. Wir vergessen es gern, dass die peinlichen und blamablen Erlebnisse Antworten der Welt auf unsere Art darstellen, auf die Weise, wie wir selber innerlich gefügt sind. Man sollte immer wissen, wenn einem etwas Unangenehmes geschieht, dass man weitestgehend selber die Schuld trägt, denn man hat aus seiner Person heraus, aus seiner Art zu sein, zu reagieren, die Umwelt gestalten zu wollen, das konstellierte, was einem geschieht. Diese magische Gefügtheit des Lebens, auf die wollte ich hinweisen. Sie spielt sich in jenen tiefsten Schichten ab,

die wir verstandesmäßig kaum erreichen, deren wir ansichtig werden können, wenn wir auf eine klare, saubere, nicht aggressive, affektive Art und Weise die Reaktionen und die Fügungen unseres Lebens und unseres Lebensweges betrachten. Dieser ganze magische Komplex ruht in dem, was ich das Schlafbewusstsein genannt habe, dessen rezeptives Organ das Ohr ist.

Der magische Mensch ist noch nicht in unserem Sinne handelnd, er ist ein vornehmlich empfangender, ein hörender Mensch, der das, was da unter dem Erdboden, was im dunklen, vitalen Wurzelbereich geschieht, einfach geschehen lässt. Das Ohr ist das empfangende Organ par excellence. Denken Sie an die magische Wirkung beispielsweise der Urwaldtrommel, denken Sie an den Einfluss von Musik auf uns, die uns aus der Zeit heraushebt, uns zeitlos werden lassen kann. Diese Zeitlosigkeit und auch diese Raumlosigkeit, wo das, was »hier« geschieht, auch »dort« geschieht und einander beeinflusst, liegen auch den telepathischen Phänomenen zugrunde, die heute sogar von der Wissenschaft anerkannt werden mussten, sowie vielen Geschehnissen, die sich in unserem eigenen Leben ereignen: da kommt beispielsweise gerade der um die Straßenecke, von dem ich soeben gesprochen habe. Immer kommen gerade die »Esel« um die Ecke, die man genannt hat; aber es sind mit der Zeit so viele Esel und so viele Ecken, dass man es sich allmählich wohl doch eingestehen sollte, dass das nicht dauernd »Zufall« sein kann. Da spielt das Magische hinein. Es ist ein sehr komplexer Vorgang und auch etwas schwer zu verstehen, weil es mit dem Verstand eigentlich nicht begreifbar ist. Abgesehen davon: in diesem ganzen magischen Bereich spielt vor allem auch das Sexuelle eine ausschlaggebende Rolle, er ist der Vitalbereich. Es ist kein Zufall, dass man beispielsweise von Menschen, die sich Hals über Kopf verlieben, falls diese Bindung nur Verliebtheit ist, sagt, sie seien hörig geworden. Da ist es wieder: das Ohr, das lauscht, das empfängt, und die ganze magische Konfiguration ist in unserem Blickfeld. Oder das andere: »Du hörst mir«, dieser Machtanspruch, dieser Besitzanspruch; oder im Militärischen »Du musst gehorchen« – immer ist da Ausschaltung der Individualität. Wenn ich hörig bin, bin ich selber nicht mehr, sondern nur noch ein Teil des, wie man dann meint, geliebten Wesens. Wenn ich gehorche, bin ich nicht mehr, sondern ich habe irgend etwas als Instrument auszuführen – ich meine den Kasernenstil von 1900. Und wenn mir etwas gehört, dann lösche ich das andere Ding oder den anderen Menschen aus, an den ich diesen Anspruch stelle. Man sieht, wie das ineinander greift, wie sich die Ichlosigkeit des Magischen im Auditiven zu erkennen gibt. Was geschah im Laufe der menschheitsgeschichtlichen Entwicklung, sofern das eine Entwicklung im Sinne des darwinistischen Prozesses ist, was bezweifelt werden darf. In dem Maße, in dem der magische Mensch aus dem Schlafbewusstsein auftaucht – das kommt in den Jagdritualen zum Ausdruck, die ja schon ein Gegenüber kennen, wenn das Tier, das erlegt werden soll, in den Sand gemalt wird -, findet ein erstes Aufwachen statt, ein erstes Empfinden dessen, dass es etwas wie ein Gegenüber gäbe, und wahrscheinlich gibt es da auch ein erstes Raumgefühl, das aber nicht reflexiv, das noch nicht denkbar ist, also auf unsere Weise gedacht wird, sondern eher so wie ein Kind den Raum erlebt. Das Kindesalter entspricht durchaus der magischen Struktur, das spätere dann der mythischen.

Aus dem magischen Schlafbewusstsein erwachend, formt sich das aus, was ich als die mythische Bewusstseinsstruktur bezeichnet habe. Welche sind deren Charakteristika? Mythisch ist das Einander-sich-Ergänzende. Die Seele und ihre Bilderwelt, der Traum, sowohl der individuelle Traum als auch die Mythen der Völker, die gewissermaßen die Kollektivträume der Menschheit sind, sind einander verwandt, vor allem aber sind sie, einerseits menschheitlich, andererseits individuell gesehen, Ausdrucksformen des mythischen Bewusstseins. Während der magische Mensch noch durchaus in die

Unität eingewoben ist, in die Welt des *pars pro toto*, ist der mythische Mensch bereits ein Mensch des Traumbewusstseins: jetzt dürfte der Begriff Bewusstsein in der Verbindung mit dem Worte Traum nicht mehr so stören, wie es vielleicht vorher der Fall gewesen ist, denn dass sich im Traum Bewusstseinsvorgänge spiegeln, ist uns ja allen aus der eigenen Erfahrung bekannt. Anstatt der Unität, in der sich der magische Mensch befindet, ist es für den mythischen Menschen die Polarität, das einander Ergänzende. Hier kündigt sich schon eine gewisse Entzweiung an, die aber, wie dann im mentalen Bereich, noch keine Gegensätzlichung ist. Dieses Erwachen zur Polarität ist eine unerhörte Leistung und lebenserhaltend insofern, als jetzt ein Spannungsverhältnis eintritt, und jede Spannung ist ja Leben gebend, das in der Unität des magischen Menschen nur latent vorhanden war und sich nur allmählich herauszukristallisieren begann. Es kommt noch etwas hinzu: Zum ersten Mal erhält der Mensch ein reflexives Bewusstsein dessen, was Zeit ist. Er nimmt bewusster als der magische Mensch zumindest an dem kosmischen und naturhaften Zeitablauf teil. Den Raum kennt er eigentlich noch nicht; sowenig wie ein Raumdenken oder eine Raumvorstellung Sache des magischen Menschen waren oder des Kleinkindes sind, sowenig ist im mythischen Bereich eine Raumvorstellung oder ein Raumdenken vorhanden. Das wird an Athene deutlich, der griechischen Göttin; von ihr heißt es, wie von anderen Göttern, dass sie sich in Gedankenschnelle von Ort zu Ort zu bewegen vermochte; es gibt für sie keine Entfernung im Raum, der Raum ist also inexistent. Der mythische Mensch lebt in der Ergänztheit, in der Polarität. Man kann sich ein Bild vom Mythischen machen, wenn man an ein Wort des Heraklit denkt; es gibt deren viele, die der gleichen Art sind, aber ich will nur eines herausgreifen: »Hades aber und Dionysos sind die gleichen.« Aussagen wie diese, deren ich bereits einige zitiert habe, sind Kernworte, in denen sich eine Grundbefindlichkeit, eine Grundsituation, eine jeweilige menschheitliche Konstellation derart überscharf herauskristallisiert, dass man nur dankbar sein kann, dass es geniale Menschen gegeben hat, die fähig waren, sie in Worte zu fassen. Denn was heißt das: Hades aber und Dionysos sind die gleichen? Hades ist der Gott der Unterwelt, Dionysos ist der Gott des Lichts, der Sonne, und sie sollen die gleichen sein? Es sind die gleichen; sie sind das, was ich Polarität nannte.

Es ist für den mythischen Menschen immer so, dass das Nichtanwesende als Abwesendes doch anwesend ist. Das klingt vielleicht umständlich, ist paradox, und rational nicht fassbar. Es ist wie bei einer Münze: man sieht sich die Münze an, da steht auf der einen Seite die Zahl, aber die andere Seite, die mit dem dort eingepprägten Kopf, ist ja auch vorhanden. Wir aber sehen jeweils immer nur die eine Seite, was aber nicht bedeutet, dass nicht beide Seiten da wären. Oder man erinnere sich des Yin-Yang-Prinzips der Chinesen, das die mann-weibliche Ergänztheit, aber auch die von Erde und Himmel zum Ausdruck bringt und durch das Tai-Ki-Symbol dargestellt wird. Richard Wilhelm, der auch DschuangDsi übersetzt hat, hat nachgewiesen, dass das Tai-Ki als Yin-Yang-Prinzip die sonnenbeschienene Seite eines Hügels und die im Schatten liegende Seite eines Hügels versinnbildlicht. Wir sehen infolge unserer gegenständlichen Betrachtungsweise immer nur das, was vor unseren Augen liegt, und denken gar nicht daran, dass zu dem uns Sichtbaren auch seine ungesehene, unsichtbare Seite gehört, ohne welche es das Ganze überhaupt nicht gibt. Deshalb haben wir ja auch eine geteilte Welt. Jetzt muss ich, was das Mythische anbetrifft, bevor ich mich unserer heutigen Bewusstseinsstruktur zuwende, noch einmal betonen, dass es vor allem an die Seele gebunden ist. Wenn Triebhaftes zur Wirkung kommt, das an das Magische gebunden ist, dann ist das ein magischer Vorgang. Im Mythischen aber handelt es sich um das Erwachen der Seele im Menschen. Seitdem kann er unterscheiden zwischen Grün und Blau, zwischen Himmel und Erde, die für ihn nicht Gegensätze, sondern polare Entsprechungen sind, denn das eine ist ohne das andere nicht denkbar. So wie Tag und

Nacht einander entsprechen, so wie Frau und Mann einander entsprechen, so wie Sonne und Mond, Dunkel und Helligkeit nicht Gegensätze sind, sondern in ihrer polaren Gebundenheit jeweils nur zusammen das Ganze sind. Diese mythische Konstellation ist psychisch und irrational; rational und kausal lässt sie sich nicht darstellen. Sie ist auch bislang die Welt des Glaubens gewesen.

In der Entfaltung des Bewusstseins vollzog sich dann noch einmal – und das kann man sehr deutlich ablesen, denn wir kommen jetzt in die geschichtliche Zeit – eine Mutation, ein Sprung – mutare heißt ja einen Sprung machen. Einmal – es ist jetzt fünfzehn Jahre her -, als ich über diese Dinge sprach, standen nach dem Vortrag sehr ehrenhafte Wissenschaftler auf und warfen mir vor, es wäre nicht zulässig, dass ich einen Begriff der Biologie – Mutation – für ein geistes- oder seelengeschichtliches Phänomen benutze. Dabei hatte ich betont, dass ich von Mutation nicht im biologischen Sinne, wo Mutation eigentlich immer Minusmutationen sind, spräche, sondern von Plusmutationen, weil geistige Mutationen in der Polarität zum Bios nur Plusmutationen sein können. Abgesehen davon hat dann kurz darauf C. F. von Weizsäcker auch in diesem Sinne von geistigen Plusmutationen gesprochen. Noch während ich mir überlegte, wie ich auf kürzeste Weise diesem Einwand der sogenannten unzulässigen Transponierung eines Begriffes aus einem Gebiet in ein anderes begegnen sollte, stand Erwin Schrödinger, der große Physiker und Nobelpreisträger, auf und sagte dem Sinn nach etwa folgendes: »Also meine Herren, so geht es natürlich nicht. Sehen Sie, in meiner eigenen mathematischen Disziplin, da haben wir zum Beispiel Brüche – ich arbeite dauernd mit Brüchen -, ja und denken Sie sich, der Chirurg tut es auch und nennt es auch so.«

Am Ende der mythischen Zeit geschah dann etwas absolut Überwältigendes, das für die damalige Menschheit in demselben Maße beängstigend, schmerzhaft, unruhestiftend und Weltuntergangsvorstellungen auslösend war, wie das, was heute in unseren Tagen geschieht. Damals war es der Sprung aus dem mythischen Bereich in den mentalen Bereich, der heute noch in unserer Art zu leben und die Welt zu betrachten, vorherrschend ist. Damals spielte sich dieses Geschehen für uns in Griechenland ab; seit etwa 500 v. Chr. konsolidierte es sich, nachdem es sich schon einige hundert Jahre vorher angebahnt hatte: damit erwachte der Mensch gewissermaßen zum Tagesbewusstsein.

Der magische Mensch hatte noch ganz tief in der nicht einmal bewusst erfassten Sippe oder dem Clan gelebt. Auch der mythische Mensch lebte noch mehr im Sippenverband als in der eigenen Familie. Er lebte im »Wir«. Sein Ich war noch nicht erwacht. Der magische Mensch ist ichlos, so wie das Kleinkind ichlos ist. Wir kennen alle jenen erstaunlichen Augenblick, wo das kleine Kind zum ersten Male nicht »Lotte will das« sagt, sondern »Ich will das«. Dieses Ich, das das Kind nennt, dieses erste Ich, ist freilich noch nicht unser Ich, das Ich des Erwachsenen, aber es ist der Ansatz dazu. Dieses Wort »Ich« kommt zum ersten Mal in der Literatur, in der Kunst – die Kunst bietet die besten Ablesungsmöglichkeiten für derartige Strukturierungen – in der Odyssee vor: Im achten Gesang gibt sich, von Nausikaa gerettet, Odysseus am Hofe der Königstochter zu erkennen. Da steht dieses unerhörte Wort erstmalig in der Menschheitsgeschichte »Eim Odysseus«, »Ich bin Odysseus«. Dort wird es zum ersten Male mit vollem Bewusstsein ausgesprochen: Ich bin der und der und ihr seid die anderen. Diese Ichfindung ist für den mentalen Bereich konstituierend. Erst seitdem gibt es das, was wir Philosophie und eine Frühform der Wissenschaft nennen, wobei die aristotelische Philosophie rationaler als die platonische ist. Was heißt das aber? Früher wurde berichtet; alle Weisheitsbücher, alle Weisheitsquellen, alle Schöpfungsberichte

sind keine Darstellungen, sondern an das bildhafte Schauen gebundene Berichte, aber niemals Interpretationen oder Darstellungen in dem Sinne, wie wir etwas darstellen. Und was geschieht jetzt? Zum ersten Mal wird nicht einfach gesagt, das und das ist so, sondern der Mensch spricht mit dem Mitmenschen. Er vermittelt ihm sein Wissen nicht mehr durch einfache Aussage, einen Bericht oder eine symbolische Schilderung, sondern im Dialog. Dieses Phänomen, dass etwa ab 500 v. Chr. zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte Texte geschrieben werden, die in der Dialogform gründen, ist ja ein Hinweis darauf, dass der Lehrende sich nun plötzlich an einen bestimmten Lernenden, dass ein Ich sich an ein Du wendet. Sowohl Zarathustra, sowohl Konfutse, sowohl Laotse, sowohl Mahavira, der Begründer des Jainismus, sowohl Buddha als auch (bei uns) Sokrates beziehungsweise Platon übermittelten uns erste philosophische und nicht-mythische Texte, gedachte Darstellungen, die in der Dialogform geschrieben sind; auffallend daran ist, dass dieses Phänomen in den damaligen Hochkulturen zusammengedrängt in jenem kleinen Zeitraum von zweihundert Jahren (500 bis 300 v. Chr.) in Erscheinung tritt. Es ist, wenn man es zu Ende denkt, ein erstaunliches Phänomen, denn schließlich hat Sokrates sich nicht mit Buddha dahingehend verständigt, nicht mehr bildhaft zu schildern, sondern beweisend darzustellen, indem sie mit den Schülern sprachen. Man darf vielleicht fragen, woher wohl der Antrieb kam, dass in diesen drei, vier Hochkulturen, mehr oder weniger gleichzeitig, eine ganz neue Art, die Welt zu betrachten, Form und Ausdruck annahm. War es etwa Zufall? Wenn wir es als Zufall bezeichnen, berauben wir uns eines so großen Reichtums und einer solchen Beziehungfülle und der Einsicht in das Ineinanderwirken so vieler Dinge, die hintergründig sind, dass es mir immer leid tut, wenn man dieses Phänomen einfach als Zufall abtut und es damit wegräumt, weil es unbequem ist zuzugeben, dass dahinter die Wirkung einer »höheren Instanz« stehen könne, die beunruhigt.

Dies mentale Denken setzte damals ein und veränderte unsere Art, den Menschen zu sehen, grundlegend. Hinzu kommt, dass außer der Seele nun dem Menschen auch das bewusst wird, was ihm deutlich gegenübersteht: der Raum. Die ersten Versuche, den Raum als solchen darzustellen, finden sich in der frühgriechischen Vasenmalerei; es sind noch verzeichnete Perspektivansätze, was man nur rückschauend sehen kann; in der Zeit selbst, als Zeitgenosse, sieht man es nicht, sowenig wie wir heute sehen, sondern nur vermuten können, wohin unsere neue »Kunst« mit ihrer zum Teil unbeschreiblichen Art und Weise der Lebenszerstückelung tendiert. Die damals einsetzende Raumerfassung wird dann vollständig eigentlich erst in der Renaissance, und zwar durch Leonardo da Vinci, geleistet. Sie fängt bei Giotto an, im Geistesgeschichtlichen parallel dazu bei Petrarca. Diese Welt, diese gedachte, diese vorgestellte Welt, und nicht mehr die im Traumbild oder im Mythos geschaute Welt des Mythischen noch die in der Unitätssucht der Verschmelzung magisch erfahrene Welt war seither vorherrschend.

Ich habe bereits im Verlaufe meiner Ausführungen hin und wieder auf Gestaltungsmomente hingewiesen, die sich aus unseren Überlegungen für das Leben des einzelnen ergeben können. Eine Lebensgestaltung ist nur dann möglich, wenn wir uns klar darüber Rechenschaft ablegen, wie wir als einzelne bewusstseinsmäßig strukturiert sind. Darüber soll abschließend gesprochen werden.

Zuvor möchte ich jedoch noch auf ein beachtenswertes Phänomen hinweisen, das Ihnen vielleicht das Begreifen unserer Zeit etwas erleichtern kann, die, da wir heute in einer doch offensichtlichen Zeit des Umbruchs stehen, ungewohnte Anforderungen an uns stellt, die den entsetzlichen, aber auch beglückenden Anforderungen ähneln, welchen seinerzeit die Menschen der letzten Bewusstseinsmutation, jener, die sich um

500 v. Chr. ereignete, ausgesetzt waren. Es gibt Hunderte von Hinweisen auf dieses Phänomen, von dem jetzt zu sprechen ist, die auch für die Lebensgestaltung des einzelnen wichtig sind, weil die Allgemeinentwicklung stets mit der persönlichen parallel geht. Dieses Phänomen besteht darin, dass wir heute, wie ich meine, nachgewiesen zu haben, in einer neuen Bewusstseinsmutation stehen, die uns aus dem Mental-Rationalen in das Integrale, das ich ja bereits erwähnte, führt. Dafür, dass etwas zu Ende geht, möchte ich als einziges Beispiel ein ganz kurzes, jedoch sehr komplexes geben: Die vier Hauptpfeiler unserer Art zu denken, die Welt darzustellen und die Welt zu erfassen, war die von den Griechen für uns eroberte Denkweise mentaler Art. Seit etwa Anfang dieses Jahrhunderts fangen die vier Eckpfeiler dieses Denkens an, fragwürdig zu werden. Davon, dass sie ganz beseitigt werden könnten, kann nicht die Rede sein, weil dann keine Art guten, sauberen, logischen, kausalen Denkens mehr möglich wäre. Aber ihre nunmehr begrenzte Gültigkeit ist heute erwiesen. Diese vier Hauptpfeiler waren die euklidische Geometrie, die aristotelische Logik, die demokritische Atomlehre und die aristarchische Lehre von der Heliozentrik.

Die euklidische Geometrie ist durch Gauß, Riemann, Einstein in eine nicht-euklidische überhöht worden, das heißt nicht, dass die euklidische für gewisse Bereiche nicht mehr gelte; davon kann keine Rede sein, aber ihre Allgemeingültigkeit, ihre absolute Gültigkeit ist erschüttert. Ohne die neue Geometrie hätten wir keine Ultraschall-Flugzeuge, aber auch keine Atombombe. Ohne die vierdimensionale Mathematik oder Physik wären sie niemals möglich geworden.

Die demokritische Atomlehre besagte, dass das Atom der letzte Baustein der Welt ist, da es unteilbar sei. Inzwischen aber ist es geteilt worden. Wir haben heute gewissermaßen eine nichtdemokritische Atomlehre.

Eines der Hauptaxiome der aristotelischen Logik war der Satz tertium non datur(= ein Drittes gibt es nicht), denn entweder ist etwas oder es ist nicht, und somit ist eine dritte Möglichkeit ausgeschlossen. Hier in dieser Alternative liegt die Wurzel für das Gegensatzdenken, für den Dualismus, in dem das Entweder-Oder die ausschlaggebende Rolle spielt. Nach dieser Schwarzweißmanier haben wir, besonders in der letzten Zeit, fast alle Phänomene beurteilt: entweder Russland oder Amerika, und dazwischen der »Eiserne Vorhang«. Diese Entweder-Oder-Haltung steht im ausgesprochenen Gegensatz zu jener Haltung, die eigentlich die mythische war, wo vor allem das »Sowohl-als-Auch« galt. Denn Hades ist sowohl Dionysos als auch Hades selbst. Aufgrund der neuen kernphysikalischen Erkenntnisse sind wir genötigt worden, die bisherige alternative Denkweise aristotelischer Art des Entweder-Oder, des »tertium non datur« teilweise aufzugeben. Für den Wirklichkeitsbereich der Kernphysik, der sich unseren Augen entzieht, aber nicht unseren Feststellungen, ergab sich, dass – und ich beschränke mich hier auf ein etwas ungeschlachtet Beispiel – wir nicht mehr sagen können, ein Atom oder ein Elementarteilchen, die kleinere Form des Atoms, ist entweder Korpuskel oder Welle. Das aber bedeutet, dass die Wirklichkeit nicht entweder-oderhaft strukturiert ist, sondern dass etwas sowohl-als-auch sein kann. Denn durch die neue Atomphysik wissen wir, dass die Materie stets zur gleichen Zeit sowohl Welle als auch Korpuskel ist, nur dass wir nicht beider Formen zugleich ansichtig werden können, sowenig, wie wir von einem Geldstück, wenn wir es vor uns haben, auch die Rückseite sehen können. Welle oder Korpuskel sind, so haben es Einstein und nachher Eddington definiert, nur andere Erscheinungsformen des Gleichen, eine anscheinend ausgesprochen mythische Erklärungsform, aber mit dem Unterschied, und darauf kommt es an, dass die mythische sich über die Tragweite und Art ihrer Realisation gar keine Rechenschaft ablegen konnte. Wir werden heute, und das ist der Unterschied, durch die bewusste Akzeptie-

zung des Sowohl-als-Auch nicht wieder irrational, die Kernphysik wird dadurch nicht etwa irrationalisiert, indem wir die mythische Konfiguration zugeben, sondern diese Akzeptierung ist ein Zeichen dafür, dass wir fähig wurden, uns, aus einem wachen oder überwachen Bewusstsein heraus, sowohl die mentale Art zu sehen, als auch die mythische, irrationale Art, die Welt anzuschauen, bewusst zu machen.

Die aristarchische Lehre von der Heliozentrik, der vierte Grundpfeiler unseres bisherigen Denkens wurde desgleichen in Frage gestellt, aber die wenigsten haben davon überhaupt bisher Kenntnis genommen. Vergessen wir nicht, dass derart umwälzende Hinweise und Entdeckungen innerhalb der Generationen sehr lange Zeit brauchen, um sich durchzusetzen. Aristarch hatte ungefähr 300 v.Chr. die Heliozentrik gefunden, Pythagoras hatte sie schon vorher angedeutet. Platon und Aristoteles, all jene, bis zu den Skeptikern wussten um sie; dann geriet sie in Vergessenheit. Es war Kopernikus, der sie 1507 wiederentdeckte, und zwar, wie er selber sagte, auf Grund alter Quellen. Und trotzdem ist, nachdem Kopernikus die ptolemäische Geozentrik als irrig erwiesen und anstelle ihrer die Heliozentrik gesetzt hatte, heute noch für viele eigentlich das geozentrische Weltbild vorherrschend. Für das Allgemein-Bewusstsein kam die Heliozentrik nämlich erst mit dem Naturalismus um 1850/60 zum Durchbruch, also erst nach 350 Jahren beziehungsweise in der zehnten Generation. Im Jahre 1918 machte dann Knud Lundmark die Entdeckung der sogenannten außergalaktischen Nebel- und Sternsysteme, jener also, die außerhalb unseres Milchstraßensystems gelegen sind. Was für Konsequenzen hat diese Entdeckung? Um es auf eine fast unzulässig einfache Art zu formulieren: Erst waren wir sehr glücklich, dass die Erde das Zentrum war, und dann wurden wir schon etwas beunruhigt, dass wir um die Sonne herumkreisten, und nun ist der Mittelpunkt, der dann durch die Heliozentrik wenigstens noch gegeben war, neuerlich in Frage gestellt. Wo ist da eigentlich noch ein Halt, wo gibt es da noch eine Mitte? Diese Entdeckung ist ein Auftrag an uns, etwas zu realisieren, etwas mit unserem inneren Weltgefühl in Übereinstimmung zu bringen und unser Leben zu gestalten, was zu verwirklichen gar nicht so leicht ist. Wir werden gezwungen, die Sicherheit, die wir während langer Zeit verloren hatten, wieder in uns selber zu entdecken und nicht in den rationalen Denkgerüsten und Vorstellungen, die wir vor uns aufbauten und die uns einen nur fragwürdigen Halt gegeben haben.

Ich habe im Verlaufe dieser Betrachtungen immer wieder auf die Lebensgestaltung hingewiesen und war dabei etwas inkonsequent, da ich die sachliche Darstellung der verschiedenen Strukturen sogleich auch in bezug zu unserem eigenen, persönlichen Leben zu bringen suchte. Wenn aber jemand sein Leben gestalten will, so muss er sich Rechenschaft davon ablegen, wer er ist, denn jeder einzelne von uns ist auf eine verschiedene Weise strukturiert. Der eine neigt mehr zum Musischen, zum Mythischen, der andere neigt fast ausschließlich (und diese sind beinahe, jedenfalls unter den Gebildeten, die Mehrzahl) zum rationalen Erfassen, wobei ich mit »rational« die defiziente Form des Mentalen bezeichne. Ratio kommt von teilen, Ratio bedeutet ja nicht nur Denken, Überlegen und Verstand, sondern vor allem »Teil«; das sagen schon die Begriffe: rationieren, rationalisieren, Ratenzahlung aus. Rationales oder rationalistisches Denken ist nicht mehr mentales Denken mit seinen vier verschiedenen Formen der Kausalität, wie sie noch die Scholastik gekannt hat, sondern ein einspuriges, finalgerichtetes Denken, das dann letztlich die Welt geteilt hat. Denn, dass wir in einer geteilten Welt leben, wissen wir, und dass es diese Rationalisierung gibt, wissen wir auch. Dieses teilende Denken hat die Welt geteilt. Alles, was geschieht, wird gedanklich vorgeformt, bevor es Wirklichkeit wird. Was heute – Blake sagt es im Vorwort zu »Hölle« – nur eingebildet oder gedacht ist, morgen wird es Wirklichkeit sein. Das ist akzeptierbar, solange Denken nicht mit bloßem Wissen gleichgesetzt wird, denn dann

wird das Denken zu einem bloßen Machtinstrument degradiert. Francis Bacon hat jenes unheilvolle Wort: »Wissen ist Macht« geprägt. Dieser Machtanspruch (und das gehört auch zur Lebensgestaltung) muss zumindest zurückgedämmt werden, denn er ist durchaus patriarchaler Natur. Gewisse Psychologen hoffen, wir würden dank des sich heute vollziehenden Umbruchs wieder in eine matriarchale Kultur zurückkehren. Träte dies ein, so würde das sich heute herauskristallisierende menschheitliche Bewusstsein bereits im Keim zum Tode verurteilt. Abgesehen davon ist und bleibt das matriarchale Element immer vorhanden; bei uns existiert es in einer negativen Form, denn wir huldigen zwar nicht mehr der »Mater«, wohl aber dem Materialismus. Das ist leider kein Wortspiel. Nur weil wir das so versteckt tun, können wir uns patriarchal geben.

Wenn wir die augenblickliche Weltsituation und die augenblicklich noch vorherrschende Tendenz zum Pragmatischen betrachten, so dürfte es jedem klar werden, dass wir mit der Haltung, die wir bisher eingenommen haben, nicht weiterkommen. Dagegen ist die Tatsache, dass die vier Hauptstützen unserer Denkweisen erschüttert wurden, eines der zahlreichen Symptome, die uns darauf hinweisen, dass ein Umbruch, eine neue Mutation, die ins integrale Bewusstsein, stattfindet. Wir haben da, was unsere Lebensgestaltung anbetrifft, Glück, denn diese Mutation stellt an uns die Forderung, die das Leben von eh und je an uns gestellt hat: dass wir alles, was vorhanden und bewusstseinsmäßig erfassbar ist, integrieren. Ein kleines Beispiel dafür hat uns vorhin die Kernphysik gegeben. Wenn ein mythischer Mensch »sowohl – als auch« sagt, ist das ganz etwas anderes, als wenn ein Mensch, der das Mentale oder Rationale, das nur das »Entweder-Oder« kennt, überwunden hat, wieder fähig wird zu sagen, dass die Wirklichkeit außer der Entweder-Oder-Möglichkeit auch noch die Sowohl-als-Auch-Struktur enthält, und wir dank oder trotz unserer Logik fähig sind, das zu akzeptieren, ohne dass es in Widerspruch gerät zu dem aristotelischen Denken.

Die Forderungen der Welt und des Weltbewusstseins, die diese heute offensichtlich an jeden von uns stellen, sind nicht nur ein Hinweis, sondern der Schlüssel dafür, wie wir selber, jeder von uns, unser Leben so gestalten können, dass wir, weil wir sie zu erfüllen trachten, sterben können in der Gewissheit, dass Sterben neue Geburt und der Tod kein Ende ist. Darauf kommt es doch wohl letztlich an: Dass wir, die wir schreiend und weinend geboren werden, als formulierungsbegabte und einsichtige menschliche Wesen lächelnd sterben können. Es gibt viele, die die Möglichkeiten, die das Leben uns gibt – wahrscheinlich leben wir nur deshalb – versäumen, diesen unendlichen Reichtum, der, je älter wir werden, immer reicher wird, so dass wir es erlernen, von uns selber absehen zu können. Magisch gesehen sind wir ichlos, mythisch gesehen sind wir wirhaft, mental gesehen ichhaft. Diese Ichhaftigkeit führte aber rational gesehen zur Ego-Hypertrophie, zur Ich-Überbetonung; und damit zur Isolation, zu jener Beziehungslosigkeit, der wir heute überall begegnen. Die nicht mehr christliche Art, mit dem Menschen als Mitmenschen umzugehen, nennt man dann eine Notwendigkeit des Existenzkampfes, aber man kann sie auch als egoistischen Versuch der Erhaltung des Wohlstandes bezeichnen. Wohin führt es? Der Weg des Menschen sollte von der Ichlosigkeit über die Ichhaftigkeit zur Ichfreiheit führen. Es gibt ichlose Momente im Leben, es gibt ichhafte; unser Versuch sollte es sein, wenn wir es uns selber überlegen, was und wie wir sind, ichfrei zu werden. Das will besagen: frei sowohl von Ichlosigkeit als auch von Ichhaftigkeit, oder besser noch: so frei, dass wir über sie je nach Bedarf und Umständen, die es erfordern, ichlos oder wirhaft oder ichhaft, bewusst verfügen können. Es kommt nicht darauf an, dass wir glauben, wir müssten die Welt in Ordnung bringen dadurch, dass wir sie und die Menschen manipulieren. Zuallererst müssen wir uns selber in Ordnung bringen, in die Ordnung, die größer ist als wir.

Und ich glaube, wenn wir versuchten, diese Souveränität über uns selbst zu gewinnen, dann könnten wir das vollbringen, was die Weltsituation und das Weltbewusstsein von uns fordern; dass wir nämlich mit unserer Arbeit an uns selber, durch die Integration all dessen, was uns konstituiert, einen Beitrag an die Erhaltung der Welt und der Menschheit leisten. Denn wenn das nicht gelingen sollte, so liegt es nicht an den Umständen, sondern an dem Versagen derer, welche die Überwachtheit des neuen, integralen Bewusstseins und damit die Ichfreiheit nicht realisierten. Ohne diese Lebensgestaltung wird das neue Bild vom Menschen ein Wunschtraum bleiben, der dann kein Erwachen kennen wird, weil ohne sie Welt und Menschheit zum Tode verurteilt sind.

Die drei europäischen Welten

1. Die unperspektivische Welt

Nirgends lässt sich der Wandel des europäischen Weltgefühls und der europäischen Weltbetrachtung so deutlich ablesen wie an der Malerei und Architektur. Nur die Einsicht in diesen Wandel wird uns Wesen und Bedeutung neuer Stilarten und Ausdrucksweisen ins rechte Licht rücken.

In der Fülle der Stilarten, welche die darstellende Kunst der nachchristlichen Zeit aufweist – und es soll vorerst nur von dieser Zeit die Rede sein, können wir zwei große, in sich geschlossene Epochen unterscheiden und daran anschließend eine dritte, die heute erst in ihren Anfängen steht: die erste, bereits abgeschlossene Epoche umfasst die Zeit bis zur Renaissance, die andere, vor ihrem Abschluss stehende, reicht bis zur Gegenwart. Das entscheidende und unterscheidende Merkmal für diese Epochen ist das Fehlen oder aber das Vorhandensein der Perspektive. Wir bezeichnen darum die erste Epoche als »unperspektivisch«, die zweite als »perspektivisch« und die neu in Erscheinung tretende Epoche als »aperspektivisch«?

Es wird sich bald zeigen, dass diese Bezeichnungen nicht nur ästhetisch und kunsthistorisch, sondern auch geistes- und seelengeschichtlich Geltung haben. Die realisierte Perspektive bedeutet Erschließung, also Bewusstwerdung, des Raumes. Die noch nicht realisierte Perspektive bedeutet dagegen, dass der Raum noch im Menschen schläft oder dass der Mensch noch im Raume schläft, da er zu ihm noch nicht erwacht ist. Dieser Zustand drückt weiter aus, dass der Mensch in der unperspektivischen Welt sich noch nicht selber gehört, sondern einer Einheit, nämlich der Sippe oder einer Gemeinschaft bzw. der Gemeinde: der Akzent liegt noch nicht auf dem Ich, sondern auf der Gemeinschaft (der qualitativen Form des Kollektivs), er liegt noch nicht auf dem Persönlichen, sondern auf dem Unpersönlichen. Diese unperspektivische Welt ist die der Bilderhandschriften, des Goldgrundes und der frühromanischen Malerei, in die erst die Gotik, als Ankündigung der Renaissance, eine Akzentverschiebung brachte, denn noch herrschten die Elemente vor, welche die mittelmeerische Antike konstituierten; der Raum ist noch nicht in unserem Sinne Tiefenraum, sondern einerseits Höhle (und damit auch Gewölbe), andererseits bloßer Zwischenraum. In beiden Fällen ist er also ununterschiedener Raum: ein Eingebettetsein in die Welt spricht aus diesem Sachverhalt, eine uns kaum mehr vorstellbar dichte Verbundenheit von außen und innen, eine uns kaum mehr nachfühlbare Entsprechung von Seele und Natur. Nur allmählich, durch das langsam sich ausbreitende und sich kräftigende Christentum, wird dieser Zustand zerstört; mit der Distanzierung zur Natur, die es predigt, wird aus der Zerstörung eine befreiende Tat.

Das Fehlen eines Raumbewusstseins schließt das Fehlen eines Ichbewusstseins ein, da zur Objektivierung des Raumes und zu seiner Qualifizierung ein sich-seiner-selbst-bewusstes Ich gehört, das sich diesem Raum gegenüberzustellen und ihn, aus der Seele entäußernd, auch darzustellen vermag. So betrachtet, sind Worringers Sätze über den Mangel jeglichen Raumbewusstseins in der ägyptischen Kunst durchaus gültig: »Nur als Rudiment einer urzeitlichen Raum- und Höhlenmagie spielt der Raum in der ägyptischen Baukunst eine Rolle... Der Ägypter war ... dem Raum gegenüber... neutral und indifferent. Das Raumhafte lebte in seinem ... Bewusstsein gar nicht als ... Potenz. Nicht überräumlich war seine Gesinnung, sondern vorräumlich. Raumlos war seine Oasenzuchtkultur... Sie [diese Kultur] kannte architektonisch nur Raumbegrenzungen, Raumgehäuse, aber keine Rauminnerlichkeit. Wie ihre Reliefzeichnungen ohne Schattentiefe waren, so waren ihre Architekturen ohne Raumtiefe. Die dritte Dimension, die eigentliche Dimension der Lebensspannung, ward nur als Quantität, nicht aber als Qualität empfunden. Wie sollte da der Raum, dieses Moment der tiefensuchenden Ausdehnung, losgelöst von allen Körpern, als selbständige Qualität ins Bewusstsein kommen? ... dem Ägypter fehlte ... alles räumliche Bewusstsein.«

Und nicht nur in der frühen Antike, sondern auch in der Epoche vor der Renaissance müssen wir den gänzlichen Mangel eines qualitativen objektivierten Raumbewusstseins feststellen. Und zwar trotz, ja gerade auch infolge der Euklidischen Geometrie. Indirekt hat diesen Sachverhalt v. Kaschnitz-Weinberg bewiesen. Er hat die zwei gegensätzlichen, sich aber ergänzenden Strukturelemente der antiken Kunst und deren Herkunft aus dem Megalithikum (der Steinzeit) herausgearbeitet: das eine ist die vornehmlich von Nord- und Westeuropa in das Mittelmeergebiet eindringende und vor allem den griechischen Baustil beeinflussende Dolmenarchitektur, die phallischen Charakters ist, und in der griechischen Säulenarchitektur (wie jener des Parthenon) weiterlebt. Hier ist der Raum bloßer Zwischenraum, der zwischen den aufgerichteten Säulen übrig bleibt und dessen Struktur durch die Vertikale und die Horizontale der tragenden und lastenden Steine bestimmt wird und somit dem Euklidischen »Würfelraum« entspricht. Das andere Strukturelement der antiken Kunst sieht v. Kaschnitz-Weinberg in der aus dem Orient, vornehmlich aus dem Iran, in das Mittelmeergebiet eindringenden und vor allem die spätantike, römische Architektur beeinflussenden Höhlenarchitektur, die uteruschen Charakters ist und die in der römischen Kuppelarchitektur (wie jener des römischen Pantheon oder der Thermen usw.) weiterlebt. Hier wird der Raum bloßer Gewölberaum, den orientalischen Mutterreligionen entsprechend ein Höhlenraum, mit dem Nachklang an die gewaltige kosmologische Konzeption, wonach das Weltall selbst nichts anderes ist als eine ungeheuere Höhle. Und es sei hinzugefügt, dass Platon in seinem »Höhlengleichnis« als erster jenen Menschen beschrieben hat, der aus der Höhle herausgetreten war. Wir können also sagen, der »Raum« der Antike ist ein ununterschiedener Raum, ein bloßes In-Sein, nämlich ein behütetes Im-Mutterschoß-Sein, der keine Konfrontation mit dem tatsächlichen Außenraum ausdrückt. Und in dem konstituierenden Vorherrschen der beiden polaren Elemente des Väterlichen (Phallus – Säule) und des Mütterlichen (Uterus – Höhle), unter deren bindende Macht sich der unperspektivische Mensch stellte, spiegelt sich seine eigene Unabgelöstheit von der Elternwelt und damit seine Gebundenheit, die ein Ichbewusstsein in unserem heutigen Sinne ausschließt: er lebt noch geborgen und eingeschlossen in der distanzlosen Welt des Wir, und das Außen, der objektive Raum, ist demzufolge noch inexistent. Erst die christliche Baukunst brachte dann jene Zusammenfassung der beiden polaren Elemente, welche die raumlosen Grundlagen des antiken Weltbildes konstituierten; im christlichen Kirchenbau gehen zum ersten Mal diese beiden polaren Elemente (deren Symbolgehalt sich nicht durch die Akzentuierung des Sexuellen, wie wir noch sehen werden, sondern des seelisch-mythischen Aspektes

auszeichnet) jene kreative Verschmelzung ein, welcher der Menschensohn entstammt. Denn in der christlichen Kirchenarchitektur bilden Säulen und Turm mit Gewölbe und Kuppel zum ersten Mal jene Dualität, welche die Trinität ermöglicht, die sich im Sohne als Menschen darstellt, dem Menschen, der sich seinen Raum schaffen wird

So gesehen ist es nicht verwunderlich, wenn sich um die Zeit Christi bereits innerhalb der Welt der Spätantike deutlich ein Wandel vorbereitet, dessen tief einschneidende Wichtigkeit und dessen Kühnheit wir uns vergegenwärtigen können, wenn wir die etwa ab 1250 n. Chr. sich vorbereitende Renaissance betrachten, jene Epoche, welche die Stilelemente aufnimmt, die sich zur Zeit Christi ans Licht wagten: wir meinen die ersten Ansätze zu einer perspektivischen Raumdarstellung auf pompejanischen Wandmalereien. Auf ihnen finden wir außer ersten Andeutungen landschaftlicher Motive sogar Stilleben, eine Tatsache, in der zum ersten Mal eine Objektivierung der Natur sichtbar wird, die sich gleichzeitig in den römischen Gartenanlagen genauso äußert, wie sie sich in den idyllischen Naturschilderungen der späten bukolischen Poesie ankündigte, etwa in den »Eclogae« eines Vergil. Vornehmlich an diese neuartigen Elemente der antiken Kultur knüpfte die Renaissance an und brachte ihre Ansätze zur Blüte, indem sie aus einer zweidimensionalen Welt eine dreidimensionale, aus der unperspektivischen die perspektivische Welt entstehen ließ.

2. Die perspektivische Welt

Diese perspektivische Welt, die in der spätantiken, mittelmeerischen Welt vorgeformt wurde, begann in der europäisch-christlichen Welt etwa vom Jahre 1250 n. Chr. ab ihren Ausdruck zu finden. Hatte im Gegensatz zum ägyptischen Körpergefühl – das hieratisch gebunden, kanonmäßig, fast schablonenhaft unpersönlich und vorhuman, also in unserem Sinne noch inexistent war – das griechische Körpergefühl bereits eine gewisse Individualisierung des Menschen zum Ausdruck gebracht, so wird sich jetzt im ausgehenden Mittelalter der Mensch langsam nicht nur seines Körpers, sondern er wird sich dieses Körpers als Trägers seines Ich bewusst: er ist nicht mehr nur Mensch, sondern dieser eine, bestimmte Mensch, und sein Spiegel ist nicht mehr die nur idealisierte Büste oder Miniatur des Idealtypus eines Cäsar, eines Philosophen oder Dichters, sondern das von Jan van Eyck geschaffene Porträt.

Der Erfassung des Menschen als Subjekt liegt eine Erfassung der Welt und der Umwelt als Objekt zugrunde. Diese Objektivierung des Außen kommt in der Malerei zum ersten Mal bei Giotto zu einem noch tastenden Ausdruck. Die frühsienesische Malerei und besonders die Welt der Miniaturmalerei ist eine unräumliche, in sich kommunizierende, flächenhafte Welt, die aus dem Symbolgehalt lebt und nicht aus dem, was wir heute Realitätsgehalt nennen; diese »Bilder« der unperspektivischen Zeit sind gleichsam in der Nacht gemalt, wo die Dinge schattenlos und flächenhaft sind, wo die Dunkelheit den Raum verschluckt hat, so dass nur seine immaterielle psychische Komponente ausdrückbar bleibt und auch ausgedrückt wurde. Mit Giotto aber wird dann jener Raum sichtbar, der bis dahin nur latent in der Nacht des Unbewussten des kollektiv gebundenen Menschen schlief: die ersten räumlichen Darstellungen in der Malerei entstehen und weisen die ersten Ansätze zur Perspektive auf. Ein ganz neues seelisches Raumbewusstsein, das sich aus der Seele in die Welt entäußert, beginnt sich Bahn zu brechen; ein Raumbewusstsein, dessen Tiefe in der Perspektive sichtbar wird. Dieser seelische Innenraum kommt zum Durchbruch, da die Troubadours (seit 1250) die ersten lyrischen Ich-Gedichte schreiben, die ersten persönlichen Gedichte

Einbruch der Zeit
Erster Teil

Die drei europäischen
Welten

2. Die perspektivische
Welt

te, die plötzlich einen Abgrund zwischen Welt (oder Natur) und dem dichtenden Menschen aufreißen. Gleichzeitig bringt Thomas von Aquin in der Nachfolge seines Lehrers Albertus Magnus an der Universität von Paris Aristoteles zur Geltung und leitet damit die rationalisierende Ablösung von der noch vorwaltend psychisch-gebundenen platonischen Welt ein, nachdem Petrus Hispanus, auch Petrus Lusitanus genannt, der spätere Papst Johannes XXI. (gest. 1277), mit seiner großen Schrift »De Anima« das erste umfassende europäische Lehrbuch der Psychologie verfasst hatte, das über die islamische Tradition und Spanien die aristotelische Seelenlehre nach Europa hineintrug. Etwas später löst dann Duns Scotus (gest. 1308) die Theologie aus der hieratischen Strenge der Scholastik und lehrt den Primat des Willens und des Gefühls. Und die Zeitblindheit der Antike, die der unperspektivischen, seelisch betonten Welt entsprechend fast eine Zeitlosigkeit war, weicht zum ersten Mal einer Zeitaufgeschlossenheit und einer Sichtbarmachung der Zeit, die messbar räumlichen Charakter hat, als im Jahre 1283 die erste öffentliche Uhr im Palasthof von Westminster aufgestellt wird, ein Ereignis, das durch Papst Sabinus vorbereitet wurde, der im Jahre 604 befahl, durch Glockenschläge den Stundenlauf zu künden. Wir werden noch ausführlich auf das Zeitproblem eingehen, möchten aber bereits hier feststellen, dass ein lang vergessener, wesensgemeinsamer Zusammenhang zwischen Zeit und Seele besteht. Noch der Innenhimmel der Antike mit seinem Höhlencharakter ist Ausdruck der noch nicht zu einem räumlichen, die Zeit messenden Zeitbewusstsein erwachten Seele. Jener »Himmel des Herzens« aber, von dem ein Origenes sprach, und der eben ein Innenhimmel war, wird in den ersten landschaftsbezogenen Himmelsdarstellungen entäußert, welche die Brüder Ambrogio und Pietro Lorenzetti etwa um 1327/28 auf den Fresken in S. Francesco zu Assisi erstehen ließen. Dabei müssen wir betonen, dass diese ersten Himmels- und Landschaftsdarstellungen durchaus nicht zufällig Nachtbilder sind, in denen ein natürlicher und kein symbolhaft astral-mythischer Mond sichtbar wird. Der Himmel dieser Fresken hat im Gegensatz zu dem Höhlenhimmel der Frühzeit nicht mehr einschließenden Charakter, er wird vom Blickpunkt des Malers aus dargestellt und ist Ausdruck nicht mehr des unperspektivischen In-Seins, sondern eines beginnenden perspektivischen Gegenüber-Seins. Der Mensch ist nicht mehr nur in der Welt, sondern er beginnt sie zu haben; aus einem, der selber Besitz (nämlich des Himmels) war, wird einer, der beginnt, wenn auch nicht den Himmel, so doch vielleicht die Erde bewusst zu besitzen. Das ist sowohl Gewinn als Verlust.

Uns ist ein Dokument erhalten geblieben, in dem sich dieses Gefühl von Verlust und Gewinn, von Aufgabe und Anfang auf eine ergreifende Weise spiegelt, und das uns mit wenigen Sätzen den Kampf in einem einzelnen Menschen veranschaulicht, der sich auf der Grenzscheide zweier Welten befindet. Es handelt sich um jenen großen Brief Francesco Petrarca's, den der Zweiunddreißigjährige im Jahre 1336 an Francesco Dionigi von Borgo San Sepolcro schrieb; er steht als erster Brief im vierten Buch seiner »Familiari« und beschreibt Petrarca's Besteigung des Mont Ventoux. Diese Darstellung ist für die damalige Zeit ein geradezu epochales Ereignis, denn sie bedeutet nichts Geringeres als die Entdeckung der Landschaft, und in ihr kommt ein erstes Aufleuchten jenes Raumbewusstseins zum Durchbruch, das in der Folge grundlegend die Stellung des europäischen Menschen in und zu der Welt verändert.

Der Mont Ventoux liegt nordöstlich von Avignon, dort, wo die Rhône die französischen Alpen von dem Hügelland der Cevennen und dem gebirgigen Zentralmassiv Mittelfrankreichs scheidet. Er ist ein Berg, der sich durch seine klaren und ruhigen Linien auszeichnet, von Süden, von Avignon aus gesehen, in langsamer ununterbrochener Steigung seinen Grat in den klaren provenzalischen Himmel zeichnet und seinen Südwesthang breit ausladend und weithin ausgedehnt mit sanft sich fangendem

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten2. Die perspektivische
Welt

Schwunge talwärts sendet, bis er sich nach einem fast zweitausend Meter überbrückenden Abwärtsfließen an der steil sich erhebenden Platanenterrasse von Carpentras fängt, das er mit seinen Mandelbäumen vor den Nordwinden schützt.

Eine merkwürdige Anziehungskraft geht von diesem Berge aus; der Verfasser, und gewiss mancher andere, hat sie selber erfahren, als er vor vielen Jahren diesen Berg zum ersten Mal sah, ohne damals zu wissen, welche besondere Bewandnis es mit ihm hatte. Es ist nicht zufällig, dass Petrarca die Entdeckung der Landschaft gerade hier, in diesem Teile Frankreichs machte, in dem die gnostische Tradition, die den Akzent auf Welterkenntnis, also mehr auf das Wissen als auf den Glauben legte, in den Troubadours, Catharern und Albigensern lebendig blieb; damit soll Petrarca aber nicht zum Gnostiker gemacht werden, es soll nur auf das gnostische Klimmal in diesem Teil der »douce France« hingewiesen sein, von dem schon die erste große französische Dichtung, »La Chanson de Roland«, gleich eingangs (im 16. Verse) mit den Worten über »Li empereres Carles de France dulce« spricht.

Jener Brief Petrarcas hat Beichtcharakter: er ist an den Professor der Theologie gerichtet, der als Augustinermönch Petrarca die »Bekanntnisse« Augustins schätzen und beherzigen lehrte; aber man beichtet oder gesteht nur, wenn man glaubt, sich gegen etwas vergangen zu haben.

Der gewaltige Eindruck, den der vom Gipfel aus vor ihm ausgebreitete Raum auf Petrarca macht, die Erschütterung, diesen Raum als Wirklichkeit zu sehen, die Sorge, ja Bestürzung, das Gesehene zu realisieren und zu akzeptieren – all dies spiegelt sich in dem Briefe dessen, der als erster in Europa aus dem transzendentalen Goldgrund der sienesischen Meister, aus dem noch in der Seele und in der Zeit gleichsam schlafenden Raume, hinaustritt in den »wirklichen« Raum und damit die Landschaft entdeckt: die allseitige Bindung mit Himmel und Erde, die noch eine fraglose, eine undistanzierte unperspektivische Bindung war, zerreißt in dem Augenblicke, da ein Teil der »Natur«, durch seinen persönlichen Blick räumlich aus dem Ganzen herausgelöst, zu einem Stück Land wird, das er schafft. Es ist möglich, dass damit ein Teil des formenden (geistigen) Prinzips von Erde und Himmel, also sowohl von der »Natur« in ihrem umfassenden Sinne als auch vom »Göttlichen«, auf den Menschen überging; wenn dem so war, dann freilich wuchs – man ist versucht zu sagen, von jenem Tage Petrarcas an – die Verantwortung des Menschen in einer Weise, von der wir angesichts der Situation unserer Zeit bezweifeln müssen, ob er ihr gewachsen war. Wie dem auch sei, die Tatsache dieser folgenschweren Entdeckung bleibt bestehen. Und aus dem Briefe Petrarcas darf man zumindest eine Beunruhigung über diese Entdeckung und die geahnte aus ihr entspringende Verantwortungsfülle heraushören.

»Den höchsten Berg unserer Gegend«, so beginnt Petrarca seinen Brief, »habe ich gestern bestiegen, nur von dem Verlangen geleitet, die namhafte Höhe des Ortes kennenzulernen. Durch viele Jahre hindurch war dies in meiner Seele; von Kindheit an habe ich mich nämlich, wie Du ja weißt, hier in diesen Gegenden herumgetrieben. Jener Berg, weit und breit sichtbar, stand mir fast allzeit vor Augen. Allmählich ward mein Verlangen ungestüm und ich schritt zur Ausführung, insbesondere, nachdem ich tags zuvor beim Lesen der römischen Geschichte im Livius auf jene Stelle gestoßen war, wo Philipp, der König von Mazedonien, ... den Berg Haemus in Thessalien besteigt, von dessen Gipfel zwei Meere, das Adriatische und der Pontus Euxinus, sichtbar sein sollen.«

Dass diese Bergbesteigung Philipps nicht mit der Petrarcas in ihrer Bedeutung gleich-

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten2. Die perspektivische
Welt

gesetzt werden darf, geht aus der Betonung hervor, die Livius darauf legt, dass man die Meere von dort aus sah, während er das Land, das eben noch nicht zur Landschaft geworden war, gar nicht erwähnt; diese Erwähnung der Meere ist durchaus als ein Hinweis darauf aufzufassen, dass der antike Mensch nicht den Raum sah, sondern die Seele, deren Bild (wie wir später sehen werden) immer das Meer war. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dass die bekannten Bergbesteigungen, die Hadrian, Strabo und Lucilius unternommen haben, von diesen Römern aus vorwiegend administrativen und praktischen Überlegungen erfolgten und nicht aus »ästhetischen« Gründen: Hadrian, ein Verwaltungsreformer, bestieg den Ätna, um das von ihm zu verwaltende Gebiet zu sehen, und der staatsverfolgte Lucilius, ein Freund des Seneca, hatte durch praktische Ziele.

Kehren wir jedoch zu Petrarcas Brief zurück. Nach der Erwähnung der Livius-Stelle folgt die Beschreibung der mühsamen Wanderung und die einer Begegnung: »In den Schluchten trafen wir [er und sein Bruder Gerardo] einen alten Hirten, der mit vielen Worten versuchte, uns von der Besteigung zurückzuhalten und sagte ... er hätte niemals davon gehört, dass jemand Ähnliches gewagt habe.« Ohne sich von den Lamentationen des Alten beeindruckt zu lassen, steigen sie weiter, »und noch im Aufstieg«, so schreibt er, »trieb ich mich selber mit diesen Worten an: Was also heute, beim Besteigen dieses Berges du erfahren hast, das kommt gewisslich dir und vielen zugute, die zu einem glückseligen Leben hingelangen wollen...«. Auf dem Gipfel angekommen, überstürzt sich die Beschreibung, und die Tempuswechsel zeugen von der Erschütterung, die in ihm nachklingt, wenn er das Gipfelerlebnis evoziert: »Erschüttert von dem ungewohnten Winde und von dem weiten und freien Schauspiel, war ich zu allererst wie vor Schreck erstarrt. Ich schaue: Die Wolken lagen unter meinen Füßen... Ich wende meinen Blick italienwärts, wohin sich noch mehr als dieser meine Seele wandte... Ich gestehe, dass ich seufzte, da ich den Himmel Italiens sah, der mehr meinem Geist als meinem Auge erschien, und ein unsagbares Verlangen ergriff mich, meine Heimat wiederzusehen... Und dann ergriff mich ein neuer Gedanke, der mich aus dem Raum in die Zeit trug (a locis traduxit ad tempora). Ich sagte zu mir selber: Zehn Jahre sind es her, dass du Bologna verließest...«; und die nachfolgenden Sätze, die sein Leid während dieses Jahrzehntes erwähnen, sind ganz dem inneren Leben zugewandt: die Sehnsucht nach der Heimat, die ihn in der heimatlosen Unvertrautheit dieses Gipfelaufenthaltes überkam, wird übermächtig; eben noch sieht er die damals neue Wirklichkeit, aber vor ihrer erschütternden Wirkung flieht er »aus dem Raum in die Zeit« zurück, flieht aus dieser ersten Raumerfahrung zurück in den Goldgrund der Sieneser Meister. Und dann nach der Beichte seines Leides, nach dieser seelischen Befreiung, fährt er in der Schilderung des gesehenen Raumes fort: »Dann wende ich mich nach Westen; vergeblich suche ich den Rücken der Pyrenäen, dieser Grenze zwischen Frankreich und Spanien... Ich sehe die Berge der Lyoneser Provinz zur Rechten, und zur Linken die Fluten des Mittelmeeres, die auf der einen Seite Marseille bespülen und sich an Aigues-Mortes brechen; und obwohl die Entfernung weit war, sahen wir sehr deutlich; die Rhône selbst lag unter unserem Blick...«. Doch von neuem wendet er sich zurück, und es ereignet sich dabei etwas, das symptomatisch ist für die Sensibilität dieses Dichters, der, wie hilflos geworden vor der Weite, die vor ihm ausgebreitet ist, nach einem Halt suchend die »Bekenntnisse« des Augustin aufschlägt, wobei ihm die Formulierung zufällt, die aus seiner seelischen Heimat stammt, der er sich bereits das erste Mal, seinen Blick von der Landschaft zurücknehmend, zugewandt hatte: »Gott ist mein Zeuge«, so schreibt er, nachdem er die »Bekenntnisse« geöffnet hat, »und jener, der dabei war (sein Bruder), dass mein Blick auf folgende Stelle fiel: ›Und die Menschen gehen die hohen Berge bewundern und die gewaltigen Wogen des Meeres und die langen Läufe der Flüsse und die Unermesslichkeit des Ozeans und die Bahnen

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten2. Die perspektivische
Welt

der Sterne, und sie geben sich damit selber auf (et relinquunt se ipsos)«. Und wieder erschrickt er, diesmal nicht angesichts des Raumes, sondern angesichts der Seele, an die ihn diese ihm zufallenden Worte Augustins gemahnen; und er fährt fort: »Bestürzung erfasste mich, ich gestehe es, und meinen Bruder, der diese Stelle auch zu lesen wünschte, bittend, mich nicht zu stören, schloss ich das Buch, erzürnt darüber, dass ich mich auch jetzt noch irdischen Dingen zugewandt hatte, da doch selbst die heidnischen Philosophen es seit langem mich hätten lehren sollen, dass außer der Seele nichts bewunderungswürdig (des Anschauens wert) sei (nihil praeter animum esse mirabile), und dass im Vergleich mit ihrer Größe nichts groß ist.« Doch gleich darauf – er macht im Briefe einen pausierenden Absatz – folgen dann diese überraschenden Worte: »Als ich alsdann im Betrachten dieses Berges meine Augen sattsam befriedigt hatte« – also doch erst nach bewusster Kenntnisnahme und Ausschöpfung des Gesehenen –, »wandte ich meine inneren Augen in mich selber hinein (in me ipsum interiores oculos reflexi); und von jener Stunde an war es, dass man uns nicht reden hörte...«. Und wie eine letzte Bejahung dieser Bergbesteigung und des Erlebten mutet es an, wenn er am Schluss des Briefes, versteckt unter einem seelischen Vorbehalt, der körperlichen Mühen gedenkend, schreibt: »Soviel Schweiß und Mühe, damit der Körper dem Himmel um ein kleines näher komme..., etwas Ähnliches muß die Seele erschrecken, die sich Gott annähert.«

Von jenem Tage auf dem Berge Ventoux an bis zu seinem Lebensende dauert nun der Kampf in Petrarca, der durch den Einbruch des Raumes in seine Seele – und man könnte mit dem gleichen Recht auch sagen: der durch den Ausbruch des Raumes aus seiner Seele – ausgelöst wurde: die alte Welt, die in dem Worte Augustins, dass die Zeit in der Seele sei, ihre bündigste Formulierung fand, jene alte Welt, in der nichts außerhalb der Seele Liegendes wunderbar und des Anschauens für wert befunden wurde, sie beginnt zu zerbrechen. Ganz allmählich verlagertsich der Akzent immer deutlicher von der Zeit in den Raum, bis im Materialismus des 19. Jahrhunderts der seelische Schwund ein heute den meisten offensichtlicher Verlust wird, den erst die jetzigen Generationen auf eine neue Weise zu überwinden beginnen. Damals aber, vor 600 Jahren, war der Übergang, der sich in Petrarca's Brief spiegelt, eine vorerst unerhörte Erweiterung des Weltbildes. Mit jenem Ereignis, von dem Petrarca selber fast prophetisch schreibt, dass es »gewisslich ihm und vielen zugute kommen werde«, beginnt eine neue Art der Naturbetrachtung, die realistisch, individuell und rational ist. Schon die Auflockerung des Raumes und der Landschaft bei Ambrogio Lorenzetti und Giotto, bei dem aber das Landschaftliche, etwa die Hügel motive, noch vorwiegend symbolische Darstellung der umbrischen Natur gewesen waren, stellte eine Abwendung von der unperspektivischen Welt dar, die durch die Giotto-Schüler weitergeführt wird. Fra Angelico und Masolino, später Paolo Uccello, die Brüder Limburg in den »Tres riches heures du Duc de Berry« arbeiten das Perspektivische immer stärker heraus, und bei Masaccio wird zum ersten Male sichtbar, was sich schon bei Giotto vorbereitete: dass die Erfassung des Menschen angestrebt wird, ein Charakteristikum, das auch in den Reliefs des Andrea Pisano, vor allem in seinem »Astronomenrelief« am Campanile in Florenz, und dann ganz offensichtlich bei Donatello zum Ausdruck kommt. Dabei dürfen wir jedoch nicht Lorenzo Ghiberti vergessen, dem in seinem Jugendwerk, dem Bronzerelief »Die Opferung Isaacs«, im Jahre 1401/02, bereits eine erstaunlich genuine Darstellung atmenden und nicht mehr einschließenden Raumes gelang; eines Raumes (soweit ein Relief Raum evozieren kann), in dem weder das transzendente Goldlicht noch die ergänzende Lichtlosigkeit des einschließenden Höhlen-Alls webt, sondern eines Raumes, in dem die Lungen des Menschen atmen.

Alle diese Äußerungen, die den Wandel in der Einstellung des Menschen zur Welt

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten2. Die perspektivische
Welt

zum Ausdruck bringen, sind aus dem Künstlerischen genuin aufbrechende Manifestationen und noch unreflektierte direkte Aussagen. Erst in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts beginnt dann der europäische Mensch sich auch reflexiv und theoretisch, also bewusst, mit den Möglichkeiten und Ausdrucksformen des neuen Stiles auseinanderzusetzen.

Wenn wir in der Darstellung dessen, was man einen »Abriss der Geschichte der Perspektive« nennen könnte, etwas ausführlich sind, so deshalb, weil auf diese Weise anschaulich werden mag, welcher Zeiträume und welcher Intensität vieler es bedarf, damit etwas, das zuerst nur keimhafte, im Innen ruhende Anlage ist, zu blühendem Ausdruck im Außen kommen kann. Und der Anschaulichmachung dieser Faktoren können wir keinesfalls entraten, wenn wir später, bei der Betrachtung unseres eigenen Zeitalters, jene Maßstäbe anlegen wollen, die uns ein gerechtes oder doch wenigstens ein um Gerechtigkeit bemühtes Urteil ermöglichen sollen.

In den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts nun verfasst Cennino Cennini seinen berühmt gewordenen »Trattato della pittura«, welcher die erste kunsttheoretische Abhandlung darstellt; die ihm vorausgegangenen Schriften, vor allem jene der Mönche des Berges Athos, nämlich die des Heraclius und die des Theophilus, waren lediglich Rezeptbücher gewesen; Cennini aber, der von der Malweise Giotto ausgeht, die er verteidigt, gibt außer maltechnischen Ratschlägen auch Anweisungen über die Unterscheidung zwischen Mensch und Raum, ferner darüber, wie man die Gebirge zu zeichnen und wie man den Raum, durch Abstufung und Abtönung der Farben, darzustellen hätte, womit er im Prinzip die »Luft- oder Farbenperspektive« Leonardo da Vincis vorausnahm.

Um die gleiche Zeit beginnen die Brüder van Eyck die perspektivische Maltechnik in ihren Werken immer klarer und stärker zu realisieren, während bei anderen Meistern eine Fülle von perspektivischen Versuchen auftaucht, die zwei Tatsachen veranschaulichen: erstens das Bedürfnis der Räumlichkeit, zweitens die Schwierigkeit, diese Räumlichkeit darzustellen. Ungezählte Bilder dieser Kleinmeister, die heute nur allzu leicht übersehen werden, zeugen von dem unerhörten inneren Kampf, der sich in den Künstlergenerationen jenes 15. Jahrhunderts abspielte und der Meisterung des Raumes galt, wobei wir der verwirrendsten Lösungsversuche ansichtig werden, wie der umgekehrten, der verkürzten oder der teilweise angewandten Perspektive und anderer Fehlversuche. Gerade diese Bilder der Kleinmeister sind ein eindringliches Beispiel für den entscheidenden Vorgang der Bewusstwerdung des Raumes: einerseits ist der Raum, den der Künstler innerlich gezwungen ist darzustellen, noch im Entstehen begriffen, da er, sich nur langsam aus seiner Seele lösend, auch nur allmählich bewusst und damit klar darstellbar wird; andererseits ist aber der Künstler des Raumes, wenn auch noch in einem merkwürdigen Zwielicht, ansichtig geworden. Und dieser neue Fund, diese Begegnung, ist von derart überwältigendem Eindruck, der elementare Einbruch der dritten Dimension, diese Verwandlung der bloß Euklidischen Maßfläche in eine Tiefendimension, ist derart verwirrend, dass es vorerst zu einer Rauminflation, zu einem Überschwemmtwerden vom Raum kommt, eine Verwirrtheit, die sich deutlich in den unzähligen perspektivischen Darstellungsversuchen äußert. Wir werden später noch sehen, dass sich ein ähnlicher Vorgang der Verwirrung bei der Darstellung einer neu bewusst werdenden Dimension in unseren Tagen, in der Malerei seit etwa 1800, abspielt. Während das Anliegen der Frührenaissance die Konkretisierung des Raumes war, betrifft es in unserer Epoche die Zeit. Unsere Grundidee, der Versuch einer Konkretisierung der Zeit und damit der Realisierung und Bewusstwerdung der vierten Dimension, gibt uns die Handhabe für eine umfassende Erkenntnis unserer Epoche.

Einbruch der Zeit
 Erster Teil
 Die drei europäischen
 Welten
 2. Die perspektivische
 Welt

Was nun die fast dramatisch zu nennenden Jahre der Frührenaissance anbetrifft, so sind im Anschluss an den Traktat des Cennini vor allem die nicht weniger Epoche machenden Schriften des Leon Battista Alberti hervorzuheben, seine 1436 veröffentlichten drei Bücher »Della pittura«, die außer einer auf Vitruv fußenden Proportionslehre und Anatomie in dem Kapitel »Della prospettiva« einen ersten systematischen Darstellungsversuch der perspektivischen Konstruktion enthalten. Schon vorher hatte Brunelleschi in der von ihm erbauten Kuppel des Domes von Florenz die erste perspektivische Konstruktion realisiert, und Manetti nennt ihn zu Recht den »Begründer der perspektivischen Zeichnung«. Alberti jedoch brachte die erste erkenntnistheoretische Formulierung für diese neue Darstellungsweise, wenn er, zwar noch summarisch, schreibt: »Die Malerei (das Bild) ist also der Schnitt, gemäß einem bestimmten Raum oder Intervall mit seinem Zentrum und seinen bestimmten Helligkeiten, durch die Sehpypamide, die durch Linien und Farben auf einer vorgegebenen Oberfläche dargestellt wird.« Das, was ein Vitruv in seiner »Architettura« noch »scenografia« nannte, wird bei Alberti zu der durch die Sehpypamide deutlich gemachten »prospettiva«. Von dieser Perspektive handelt etwa ein Dutzend Jahre später dann Lorenzo Ghiberti in seinen drei »Commentarii«; trotz aller seiner Anstrengung, die Tradition zu wahren, spricht er in ihnen auf eine neue und eigene Weise sowohl von der Perspektive als auch von der Anatomie und von einer Theorie der Zeichnung (»Teorica del disegno«), und korrigiert dabei bezeichnenderweise sein hauptsächlichstes Vorbild Vitruv insofern, als er im Aufbau seiner Arbeit dort das Kapitel über die »Perspektive« einsetzt, wo er nach Vitruv über die »Gesetzeskenntnis« hätte handeln müssen: damit erhebt er auch erkenntnismäßig die Perspektive zum Grundgesetz seiner Zeit.

Und noch einmal, bevor Leonardo Endgültiges über sie schreiben wird, befasst sich einer der größten Künstler jener Zeit mit diesem Thema und gibt eine tiefdringende Einführung in die Lehre von der Perspektive, der gegenüber jene von Alberti dilettantisch und empirisch anmutet. Es ist Piero della Francesca, der am Ende seines Lebens zusammen mit Luca Pacioli seine drei auf Euklid beruhenden Bücher »De perspectiva pingendi« schreibt, in welchen zum ersten Male die »costruzione pittorica« als Perspektive bezeichnet wird. Er hatte sie selber praktisch in jenen Jahrzehnten der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, nach den Brüdern van Eyck, aber neben Fouquet (um nur einige der Größten zu nennen) zur Anwendung zu bringen vermocht, und damit jene Möglichkeit ihrer Vervollkommnung vorbereitet, die sie in der »Luftperspektive« auf dem »Abendmahl« des Leonardo erreichte. Doch ehe wir von ihm sprechen, müssen wir zwei Tatsachen erwähnen, die besser als viele Worte darlegen, in welchem Maße das ausgehende 15. Jahrhundert von der »Perspektive« fasziniert war und ihr allgemein die geradezu gesetzgebende Funktion zusprach, wie es ja schon in Ghibertis Vitruv-Korrektur zum Ausdruck kam. Luca Pacioli nämlich, der Mitarbeiter Piero della Francescas, ein gelehrter Mathematiker und Euklidübersetzer, der auch mit Leonardo da Vinci befreundet war, feierte in einem seiner Werke, der »Divina proporzione«, die Perspektive als achte Kunst; und etwa zehn Jahre später, in den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts, errichtete Antonio del Pollaiuolo auf einem der von ihm erbauten Papstgräber in St. Peter dieser »Perspektive« ein Denkmal, indem er sie kühn ebenfalls als achte freie Kunst zu den sieben alten gesellte.

Diese symbolische Überschreitung der Siebenzahl, der Heptaos, die wir zum Verdruss vieler zu erwähnen und ihrem symbolischen Gehalt gemäß symbolisch zu interpretieren wagen, ist eines der Indizien für die Durchbrechung des unperspektivischen Höhlenhimmels: mit der achten »Kunst«, die auch als achte »Muse« aufgefasst wird, bricht eine Welt zusammen, durch sie wird der alte siebenplanetarische Himmel zerrissen: das Nein, das in dem Nachthimmel des unperspektivischen Höhlenraumes enthalten

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten2. Die perspektivische
Welt

ist, verwandelt sich zur Klarheit und Tageshelligkeit der Acht, die das negierende N nicht besitzt: jener heptagonische Kosmos der Antike und ihrer Mysterienreligionen ist überwunden, der Mensch ist aus ihm hinausgetreten und hat damit diesen kosmischen Raum integriert und konkretisiert. Es ist heutzutage anrühlich geworden, sprachlichen Zusammenhängen, wie diesen zwischen den Wörtern Acht und Nacht, nachzugehen und in einer Zeit der Handgreiflichkeiten subtilere Beziehungen aufzudecken; auch wenn die Sprache selbst auf derartige Zusammenhänge und Beziehungen hinweist, sperrt sich der heutige Mensch dagegen und bemüht sich, sie möglichst zu entvitalisieren und zu entseelen, um sie seinem schlechten Gewissen gefügig zu machen. Aber die Dinge sagen sich trotzdem selber aus, und ihre Wurzeln bleiben; sie bleiben, solange das sie bannende Wort bleibt; und sie bleiben unwiderruflich, möge man versuchen, soviel man will, sie zu denaturieren. Über die Bedeutung des Wortes »Muse« wird im zweiten Teile zu sprechen sein; gegen den Hintergrund der Bedeutungsfülle dieses antiken Schlüsselwortes hebt sich eine mögliche Aperspektivität am deutlichsten ab. Hier sei nur auf die Erhellung der Nachtcharakter tragenden, unaperspektivischen Welt hingewiesen, die durch die Inthronisierung einer achten Kunst zum Ausdruck gelangt: es wird plötzlich der alte siebenfache, bloß planetare »Höhlenraum« ins Tageslicht des menschlichen Bewusstseins getaucht, er wird durchbrochen und dadurch gewissermaßen von außen her sichtbar; diese raumvertiefende Aufhellung ist das Werk der achten Kunst, der Perspektive. Die n-lose Acht ist in allen Sprachen unbewusster Ausdruck der Wachheit und Helligkeit, im Gegensatz zu der n-tragenden und dadurch negiertbetonten Nacht; der Beispiele sind viele: im Englischen eight-night, im Französischen huit-nuit, im Italienischen otto-notte, im Spanischen ocho-noche, im Lateinischen octo-nox (noctu), im Griechischen ?????-??? (?????-). Bei der Aufdeckung von Zusammenhängen dieser Art geben wir uns durchaus keinen Spekulationen hin; wir stellen nur die einfache, im Wort enthaltene und sich durch das Wort aussagende Tatsache fest und gehen nicht irgendwie gearteten Assoziationen nach, die sich im Anschluss an den aufgedeckten sprachlichen Tatbestand ergeben könnten. Nur bei der Verfolgung solcher Assoziationen oder bei Amplifikationen, deren sich die moderne wissenschaftliche Psychologie, besonders die »Komplexe Psychologie«, bedient, könnte man uns den Vorwurf nicht-mentalenen Denkens machen. Es ist mehr als gefährlich, sich den Kettenreaktionen assoziativer und amplifizierender Denkabläufe hinzugeben, die im Spielfeld der Psyche ad infinitum laufen können und zu einer psychischen Inflation führen, vor der sich die wenigsten Komplex-Psychologen bewahren.

Wenn wir zu der Dunkelheit der Wurzeln vordringen, werden wir noch öfters an Zusammenhänge erinnern müssen, die vom heutigen Menschen vergessen wurden. Rührt man an diesen Bereich, so pflegt das zuerst eine meist affektive Reaktion auszulösen, weil die Einsicht ins Dunkel umhüllte keinem Menschen von heute sonderlich behagt: er wird an zuviel ihm selber innewohnende Dunkelheit erinnert, die er nicht anzuerkennen wagt. Es ist durchaus gestattet, auch heute noch »symbolhaft« zu denken, und für die Darlegung von Vorgängen, die sich im Symbolbereich abspielen, ist es zum Teil unerlässlich. Bei dem Wagnis, Symbolhaftes in die Erinnerung zu rufen, muss aber eines beachtet werden: man muss das Symbol (soweit dies möglich ist) eingesehen haben, man muss also wach und gesichert von ihm sprechen können; kann man das nicht, dann ist man seiner selbst nicht sicher, dann wird man zum Opfer des Symbols, also Opfer einer uneingesehenen Macht, die dann mit einem macht, was sie will; vor dieser psychischen Vergewaltigung durch das Symbol und vor der psychischen Befangenheit, zu der das symbolanerkennende Denken bei nicht genügender Wachheit führen kann – vor ihnen soll hier gewarnt sein.

Richten wir jedoch unsere Aufmerksamkeit wieder auf die Perspektive. Wir sagten,

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten2. Die perspektivische
Welt

dass sie der Ausdruck par excellence für das ist, was sich im 15. Jahrhundert im Bewusstwerdungsprozess des europäischen Menschen abspielte: sie ist der vollkommen plastische Ausdruck für die Bewusstwerdung des Raumes, für seine Objektivierung; durch sie wird nicht nur der Raum sichtbar gemacht und in das taglichtige Wachbewusstsein gehoben, durch sie wird auch der Mensch selber als Mensch sichtbar; wir wiesen bereits darauf hin, dass in der Malerei Giotto's und Masaccio's zum ersten Male diese sichtbar werdende Erfassung des Menschen zutage tritt. Die Perspektive, deren Erlernung und deren allmählicher Besitz ein Hauptanliegen des Renaissancemenschen gewesen war, bringt außer der Erweiterung des Weltbildes in der durch sie bewirkten Räumlichkeit gleichzeitig eine Verengerung zum Ausdruck, an deren Folgen wir heute leiden. Denn perspektivisch sehen oder denken heißt: räumlich fixiert sehen und denken. Wir wiesen schon verschiedentlich auf die jeder Perspektivierung innewohnende Gegensätzlichung hin; sie fixiert sowohl den Betrachter als das Betrachtete; ihre positive Folge ist: sie konkretisiert sowohl den Menschen als den Raum; die negative Folge ist: sie stellt den Menschen in einen Teilsektor, so dass er nur dieses Teilsektors ansichtig wird: er löst aus dem Ganzen nur jenes Stück heraus (wie Petrarca aus dem bloßen Land die Landschaft), das sein Blick oder sein Denken umfassen kann, und vergisst der daneben, darüber oder der möglicherweise auch hinter ihm liegenden »Sektoren«; damit ist die Anthropozentrik gegeben, welche die einstige Theozentrik, wie man sie nennen könnte, ablöste. Der Mensch, er selbst nur ein Teil der Welt, räumt diesem Teil und damit der ihm selber nur möglichen Teilansicht die beherrschende Stellung ein: damit erhält der Sektor das Übergewicht über den ganzen einschließenden Kreis; es erhält der Teil das Übergewicht über das Ganze. Das Ganze ist aber aus der perspektivischen Einstellung zur Welt heraus nicht mehr anzunähern; statt dessen verleiht man dem bloßen Sektor »Ganzheits-Charakter«, und die Folge davon ist die sattem bekannte »Totalität« (die nicht zufällig in ihren drei ersten Buchstaben die Ambivalenz eines Urwortes, des lateinischen »totus«, durchscheinen lässt, das in der Spätzeit »ganzes und »alle« bedeutete, das aber in der Frühzeit wohl auch »nichts« bedeutet haben mag; jedenfalls ist die bloße Klangverwandtschaft zwischen »totus« und »tot« jedem hörbar). Doch lassen wir die Totalität und ihren nefasten Charakter; sie ist nicht das Ganze. Das Ganze aber, das von der perspektivischen Haltung aus nicht einmal mehr anzunähern ist, wird, wie wir noch sehen werden, neuartig und auf neuen Wegen von der aperspektivischen Haltung aus wieder annäherbar. In jedem Falle schließt die Perspektivierung auch eine Reduzierung ein, die unter anderem darin zum Ausdruck kommt, dass der unaperspektivische Mensch (den man auch den hörenden Menschen nennen kann) noch vorwiegend auditiv war, während der perspektivische Mensch (den man auch als den sehenden Menschen bezeichnen kann) vorwiegend optisch ist. Die Grundlage des perspektivischen Weltbildes ist die Sehpyramide, jene von den Augen ausgehenden zwei Strahlen, die sich im angesehenen Objekt treffen: das Bild des herausgeschnittenen Sektors, der Subjekt und Objekt mitsamt dem dazwischenliegenden Raum erfasst. Piero della Francesca bringt diesen Sachverhalt deutlich zum Ausdruck in einem Satz, der in der Übersetzung Dürers lautet: »Das Erst ist das Aug, das do Sicht, das Ander ist der Gegenwurf, der gesehen wird, das Dritt ist die Weiten dozzwischen.« Panofsky kommentiert diesen Satz wie folgt: »Sie [die Perspektive] schaffte den Körpern Platz, sich plastisch zu entfalten und mimisch zu bewegen [was der Raumentdeckung gleichkommt], – aber sie schafft auch dem Lichte die Möglichkeit, im Raum sich auszubreiten [Hellwerden des Raumes ist Bewusstwerden des Raumes] und die Körper malerisch aufzulösen; sie schafft Distanz zwischen den Menschen und Dingen.« Distanzierung aber ist stets ein Kennzeichen sowohl von bewusst werdender Objektivierung als auch von der ihr vorausgegangen, sie ermöglichenden Entäußerung und Freisetzung innerer Gegebenheiten, die in der Außenwelt wiedergefunden und realisiert werden.

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten2. Die perspektivische
Welt

Auch aus diesem Beispiel mag hervorgehen, in welchem Maße die Perspektive sinnhaftester Ausdruck für eine ganze Epoche ist. Sie ermöglicht – und das ist ihr Hauptanliegen – die »Durchsehung« und damit die Erfassung und Rationalisierung des Raumes. übrigens sagt das Wort Perspektive selbst diesen Sachverhalt aus, und Dürer weist darauf hin, wenn er schreibt: »Item Perspectiva ist ein lateinisch Wort, bedeutet ein Durchsehung.« Sie ist eine Durchsehung des Raumes und damit eine Bewusstwerdung des Raumes. Dabei tut es nichts zur Sache, ob man nun die Interpretation Dürers akzeptiert, der das lateinische Verbum *perspicere*, von dem sich »Perspektive« herleitet, mit »durchsehen« übersetzt, oder ob man Panofsky folgt, der dieses Verbum mit »deutlich sehen« wiedergibt: beide Interpretationen laufen auf das gleiche hinaus, weil die Bewusstwerdung des distanzierenden Raumes ein deutliches Sehen voraussetzt, wobei die Steigerung des Bewusstseins wiederum ein Anwachsen des persönlichen Ichbewusstseins mit sich bringt.

Mit dieser Feststellung wären wir nochmals bei unserer These vom Doppelcharakter der Perspektive angelangt; sie fixiert sowohl den Betrachter als das Betrachtete. Diesen Doppelcharakter, diese Gegensätzlichkeit unterstreicht auch Panofsky, wenn er schreibt: »Die Geschichte der Perspektive (lässt sich) mit gleichem Recht als ein Triumph des distanzierenden und objektivierenden Wirklichkeitssinns, und als ein Triumph des Distanz verneinenden menschlichen Machtstrebens, ebensowohl als Befestigung und Systematisierung der Außenwelt wie als Erweiterung der Ichsphäre begreifen.« Versagen wir es uns jetzt, auf das – in diesem Satz gefallene Stichwort »Machtstreben« einzugehen, das einen nicht unwesentlichen Aspekt des perspektivischen Menschen visiert, sondern lassen wir nochmals die Quellen selbst sprechen. Dies führt uns zu Leonardo da Vinci, auf den sich Dürer indirekt gestützt hat, worauf Heinrich Wölfflin hinwies.

Mit Leonardo da Vinci erreicht die Beherrschung aller perspektivischen Mittel ihre Vervollkommnung. In dem »Trattato della pittura«, einem nach seinem Tode durch andere aus seinen Aufzeichnungen zusammengestellten Traktat, dem vor allem eine Kompilation aus der Mitte des 16. Jahrhunderts zugrunde liegt, der sogenannte »Codex Vaticanus Urbinas 1270«, findet sich die erste nicht nur theoretische, sondern wissenschaftliche Beschreibung aller möglichen Perspektivarten und zum ersten Male auch eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Licht als Realität unserer Augen (und nicht wie vorher als Symbol des Geistes Gottes). Diese neue Lichtwerdung hellt alle noch hinsichtlich der Perspektive bestehenden Dunkelheiten auf und macht ihren verwegenen Schöpfer zum Entdecker dessen, was man im Gegensatz zur »Linearperspektive« die »Luft- oder Farbenperspektive« nennt; verwirklicht die eine die perspektivische Täuschung auf der Bildfläche durch die perspektivische Zeichnung, so ermöglicht die andere dies durch die perspektivische Malerei; indem sie die malerischen Mittel lehrt, wie durch Graduierung der Farben, Schattengebung und farbliche Behandlung des Horizontes die raumerfassende und raumwiedergebende Darstellung zustande gebracht werden kann. Darüber hinaus war aber die Aufstellung der Perspektivgesetze durch Leonardo insofern epochemachend, als sie die technische Zeichnung ermöglicht, die den Ausgangspunkt für die technische Entwicklung unserer Zeit darstellt. Mit dieser Tat fand ein Prozess seinen Abschluss, der Jahrhunderte gebraucht hatte (und wir werden im nächsten Kapitel noch sehen, dass seine ersten sichtbar werdenden Wurzeln zwei Jahrtausende zurückliegen), um ins Bewusstsein zu treten und damit die Welt des Menschen grundlegend zu ändern. Erst mit Leonardo ist die unperspektivische Welt ausgeträumt, erst mit ihm wird die perspektivische klar gedacht. Und hatten wir es an Hand des Petrarca-Briefes versucht, den ersten, den initialen Ruck der Raumbewusstwerdung darzustellen und uns dabei Rechenschaft davon gegeben, welcher Art dieser

Prozess einer schmerzhaften Ablösung aus dem Überkommenen war, so wollen wir bei dem Vollender Petrarca ein Gleiches tun, um zu veranschaulichen, wie Entscheidendes sich in ihm abspielte und auf welche Weise es geschah.

Es gibt unter den Tausenden von Tagebuchnotizen und Aufzeichnungen Leonardo da Vincis mehrere, in denen sich, hält man die mutmaßlich früheren gegen die mutmaßlich späteren, der Prozess der Raumbewusstwerdung, und damit auch der Prozess seiner inneren Ablösung aus der überkommenen Welt, ablesen lässt. Wir wollen zwei kurze Aufzeichnungen dieser Art herausgreifen. In dem Manuskript A des »Institut de France« findet sich als eine der ersten generellen Perspektivdefinitionen Leonardos der Satz: »Perspektive ist ein Beweisgrund, wobei die Erfahrung bestätigt, dass alle Dinge ihre Bilder in Pyramidenlinien zum Auge senden«. Abgesehen davon, dass wir hier dem wichtigen Pyramidenbegriff Albertis, nun freilich in der gültigen Ausformung Leonardos, wieder begegnen, enthält dieser Satz quintessenzartig die durchaus nicht undramatische Situation Leonardos und bringt sie zum Ausdruck: die platonische Auffassung nämlich, die aus dem Nachsatz spricht, seine noch beinahe vorplatonisch anmutende animistische Stimmung, »dass alle Dinge ihre Bilder . . . zum Auge senden« – und dass nicht das Auge sie wahrnimmt, sondern sie gewissermaßen erleidet, steht in seltsamer, ja erschütternder Spannung zu der ganz aristotelischen Formulierung des Satzanfanges, der nicht nur von einem »Beweisgrund«, sondern von der frühwissenschaftlichen »Erfahrung« ausgeht. In diesem Satze, in dem der Wissenschaftler, der die Dinge beweist, und der Künstler, der die Dinge erleidet, miteinander kämpfen, spiegelt sich im Menschen Leonardo die Übergangssituation aus der unperspektivischen in die perspektivische Welt. Aus einer mutmaßlich späteren Notiz zur Perspektive ersehen wir dann den von Leonardo vollzogenen Schritt der Loslösung aus der antiken, beziehungsweise frühmittelalterlichen, unperspektivischen Bewusstseinsstruktur. Im Manuskript G des »Institut de France« notiert er: »Die Perspektive benutzt in den Entfernungen zwei entgegengesetzte Pyramiden. Eine derselben hat ihre Spitze im Auge [er nennt diese Spitze des öfteren auch »den Punkt«] und ihre Basis fern am Horizont; die zweite hat ihre Basis gegen das Auge zu und die Spitze am Horizont. Aber die erste betrifft das Allgemeine, da sie alle Größen der dem Auge gegenüberliegenden Körper erfasst... Die zweite Pyramide aber betrifft eine besondere Stelle, ... und diese zweite Perspektive ergibt sich aus der ersten«. In diesen Sätzen kommt zum Ausdruck, wie die »participation inconsciente« sich in eine, wie wir es ausdrücken möchten, relation consciente gewandelt hat: dem erleidenden Punkt im Auge, auf den die Dinge einströmen, hat Leonardo den überwindenden Punkt im Raume (»am Horizont«) entgegenzustellen vermocht und gleichzeitig die enge Beziehung des einen zum anderen realisiert, denn er sagt: »die zweite [im Außen realisierte] Pyramide ergibt sich aus der, ersten«: der Akzent liegt nun auf dem ichhaften Auge, das den Raum realisiert hat, und das Gleichgewicht zwischen Ichwelt (Auge) und Außenwelt (Horizont) ist hergestellt. Mit diesem Satz ist die Perspektive auch denkerisch verwirklicht. Sie bestimmt seit Leonardo das abendländische Weltbild. Sie bestimmt es in einem derartigen Maße und entspricht ihm in so vollkommener Weise, dass bereits eine Generation später (um 1530) Agrippa von Nettesheim in seinem Alterswerk »De Incertitudine et Vanitate Scientiarum et Artium« ein kleines Kapitel: »De optica vel perspectiva« schreiben konnte, in dem sich der aufschlussreiche Satz findet: »Sie (die »Perspektivkunst«) weiset, mit was für einer Art die Ungestalt in Bildern vermieden werden kann.« Und um die ungefähr gleiche Zeit finden wir bei Pietro Aretino, in seinem »Dialogo della Pittura«, den er vor allem zum Preise Tizians verfasste, immer wieder einen bestimmten Vers zitiert: »Che spesso occhio ben san fa weder torto«, womit er auf die unerlaubte Neigung zu vorurteilsbelastetem Sehen hinweist, »die«, wie der zitierte Vers besagt, »oft lässt falsch sehn selbst gesunde Augen«.

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten2. Die perspektivische
Welt

Dieser Verweis des Aretino und jene scharfe Formulierung des Agrippa, welche die unperspektivische Welt und ihre unperspektivische Darstellungsweise als »Ungestalt« und als »falsch gesehen« bezeichnen, zeigen deutlicher, als irgend etwas anderes es vermöchte, dass damals, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, der Raum endgültig bewusst geworden und damit akzeptiert worden ist. Ein Raumrausch überfällt den damaligen Menschen, nachdem er diese Bewusstwerdung geleistet und gesichert hat. Er spricht auch aus dem perspektivischen Rausch, der in Altdorfers Innenraumbildern und in den niederländischen Kirchenschiffgemälden zum beinahe jubelnden Ausdruck kommt und der jedweden Versuch jener Stimmen, die das alte Weltgefühl bewahrt wissen möchten, zum Schweigen bringt. Dies um so leichter, als jenes erste Landschafts- und Raumerlebnis Petrarcas dank der Perspektivlehre und -anwendung Leonardos zu einem Allgemeinbesitz wird, der sich deutlich in der immer stärker werdenden Landschaftsmalerei spiegelt, die sich über ganz Europa ausbreitet: Altdorfer, dann van Goyen; Poussin und Claude Lorrain; Ruysdal, dann Magnasco; Watteau, Constable, Corot, C. D. Friedrich; Millet und Courbet, Manet und Monet, schließlich Renoir, und zuletzt noch van Gogh und Rousseau sind nur einige der großen europäischen Meister, die sich immer von neuem um die Erfassung des landschaftlichen Raumes mühten.

Der Raum ist das vordringlichste Thema dieses Zeitalters. Wir stützten uns zur Darstellung dieser Tatsache einzig auf seine anschaulichste Äußerung, die Erfindung der Perspektive, die ihn darstellbar macht. Andererseits haben wir bereits darauf hingewiesen, dass in dem Moment, da Leonardo das Problem der Perspektive löst und damit die Möglichkeit für die Raumentäußerung ins Bild schafft, Ereignisse stattfinden, die mit dieser Raumfindung Leonardos parallel gehen: Kopernikus sprengt den begrenzten geozentrischen Himmel und entdeckt den heliozentrischen Raum; Kolumbus sprengt den einschließenden Okeanos und entdeckt den Erdraum; Vesale, der erste große Anatom, sprengt die alten Körperlehren Galens und entdeckt den Körperraum; Harvey sprengt die gebundene Humoralmedizin eines Hippokrates und entdeckt den Blutkreislauf; Kepler sprengt das unperspektivische, kreis- und flächenhafte Weltbild der Antike, indem er statt der Kreisbewegung der Planeten, wie sie nach Ptolemäus noch ein Kopernikus annahm, ihre Ellipsenbahn nachweist. Es ist jene Ellipse, die in der Architektur zum ersten Mal Michelangelo vorbereitete, dessen Kuppel von St. Peter die überhöhte, also nicht runde (höhlen- oder gewölbemäßig betonte), sondern elliptische Form aufweist; auch hier also Raumgewinn auf Kosten des antiken okeanischen »Raum«Gefühles. Galilei vertieft dann den Einbruch in den Raum durch die Perfektionierung und die astronomische Anwendung des Teleskops, das zu seiner Zeit in Holland erfunden worden war, bis sich schließlich, wie Leonardo es bereits vorentworfen hatte, der Mensch auch den Raum der Luft und den untermeerischen Raum eroberte. Wie stark das Bedürfnis um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert war, Raum zu gewinnen und die Fläche, die bloße Wand – jene uralte Höhlenwand – zu durchbrechen, kommt nicht nur zum Ausdruck in der Ablösung der Malerei von der Sakralwand ins Tafelbild, also in dem Übergang von der Freskomalerei zur Ölmalerei, sondern selbst auf den kleinsten und alltäglichsten Gebieten. Um jene Zeit wurden die ersten Spitzen hergestellt: selbst der Stoff durfte nicht mehr nur Fläche sein; sie musste durchbrochen werden, um den Hinter- oder Untergrund durchscheinen zu lassen.

Es ist kein Zufall, dass in den Jahren, da die Perspektive den Raum als solchen erschließt, die soeben angeführten Einbrüche in die verschiedenen Raumwelten erfolgen, welche die Welt endgültig in eine räumliche, aber damit auch sektorhafte umgestalten. Und im gleichen Augenblick zerbricht die bis dahin noch bewahrte Einheit, und es wird nicht nur die Welt geteilt, es beginnt nicht nur das Zeitalter der Kolonien, es

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten2. Die perspektivische
Welt

beginnt auch das der anderen Teilungen: das Zeitalter der Schismen und Kirchenspaltungen, das gleichzeitig eines der Eroberungen und der Machtpolitik, der entfesselten Technik und der Emanzipationen aller Art ist.

Die Überbetonung des Raumes und alles Räumlichen, die sich mit den Jahrhunderten seit 1500 nur verstärkt, ist sowohl die Größe wie die Schwäche des perspektivischen Menschen. Die Überlastung des »objektiven« Außen bringt neben seiner Rationalisierung und Haptifizierung, die aus der übertrieben optischen Einstellung resultiert, notwendigerweise eine Hypertrophierung des dem Außen gegenüberstehenden Ich mit sich: das, was man die Ego-Hypertrophie nennen könnte, die Überbetonung des Ich. Dieses Ich muss immer stärker betont, eben überbetont werden, um der sich ausweitenden Raumerschließung gewachsen zu sein; andererseits muss in dem Maße, in dem das Gegenüberdes Ich, der Raum, immer stärker materialisiert und greifbar (haptisch) wird, sich auch dieses Ich selbst immer stärker verhärten. Auf der einen Seite bringt die Ausweitung des Raumes eine allmähliche Ausweitung, und eine aus ihr resultierende Auflösung des Ich mit sich – und damit die Möglichkeit zu seiner Vermassung; auf der anderen Seite bringt die Haptifizierung des Raumes eine Verhärtung, also eine Abkapselung des Ich mit sich – und damit die Möglichkeit zu seiner Isolation, die in der Egozentrik sichtbar wird.

Es dürfte hinsichtlich der perspektivischen Haltung feststehen, dass nämlich die aus der extremen Perspektivierung resultierende Raumbherrschaft mit einem Gleichgewichtsverlust, mit einer Desequilibrierung des Ich erkaufte wurde. Und hinzukommt, dass die einseitige Raumbetonung, die ihren extremsten Ausdruck im Materialismus und Naturalismus findet, ein unbewusstes, immer stärker werdendes Schuldgefühl durchbrechen lässt, das der vernachlässigten Komponente unserer Erscheinungswelt, der Zeit, gilt.

Heute, in der ausgehenden perspektivischen Epoche, ist neben der Raumbesessenheit, die sich selbst schon ad absurdum zu führen beginnt, die Zeitangst das hervorstechende Merkmal. Sie äußert sich vielfältig: als Zeitsucht, insofern all und jeder darauf aus ist, »Zeit zu gewinnen« – nur wird fast immer die falsche Zeit »gewonnen«, jene, die sich greifbar in räumliche Mehrtätigkeit umsetzen lässt, oder jene, die, »hat« man sie, »totgeschlagen« werden muss. Diese Zeitangst äußert sich als Zeithaptifizierung (die sich in den Glockenschlägen des Papstes Sabinus ankündigte), sie äußert sich in dem Versuch, die Zeit durch Materialisierung festzuhalten und in die Hand zu bekommen, da mehr als einer der Überzeugung ist: »Zeit ist Geld« – nur dass fast immer die falsche Zeit, jene, die sich in Geld umsetzt, nicht aber die geltende, realisiert wird. Diese Zeitangst kommt in der Hilflosigkeit des heutigen Menschen der Zeit gegenüber zum Ausdruck, in jener Zwangsvorstellung, die »Zeit ausfüllen« zu müssen: sie ist also leer – und somit noch räumlich vorgestellt, als sei sie ein Eimer oder irgendein Gefäß –, sie entbehrt für das Bewusstsein des heutigen Menschen noch durchaus des Qualitätscharakters. Zeit ist etwas in sich Erfülltes und nicht etwas, das »ausgefüllt« werden müsste. Die Zeitangst kommt schließlich auch in dem Fliehen vor der Zeit zum Ausdruck: in der Hast und im Eilen und dem »Nicht-Zeit-Haben« des heutigen Menschen. Es ist nur zu wahr: Raum hat dieser Mensch, aber Zeit hat er nicht; die Zeit hat ihn, denn er ist sich ihrer ganzen Wirklichkeit noch nicht bewusst. Und trotzdem, ja gerade weil er »keine Zeit hat«, sucht er die Zeit – aber meist erst einmal am falschen Ort; ja, dass er sie ortet und an einem Ort sucht, ist seine Tragik. Aber die Raumgebundenheit, die in ihrer extremen Form zu einer Raumfixiertheit ausgeartet ist, lässt ihn aus dieser Raumbefangenheit heraus auf keinen Ausweg kommen; bloße Auswege oder Wege sind hier auch illusorisch: die Zeit ist weglos. Obwohl die Welt weiter wurde, wurde sie

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten2. Die perspektivische
Welt

enger (nämlich scheuklappenmäßig verengt), und die Betonung dessen, was am Ausgangspunkt dieser perspektivischen Weltvorstellung stand, das Sektorhafte, verstärkte sich immer mehr. Das immer deutlichere Sehen engte den Sichtsektor immer stärker ein: je »tiefer« und »weiter« der Mensch in den Raum sieht, desto schmaler und enger wird die Sehpyramide, der Sehsektor.

Diese Situation brachte mit den Jahrhunderten, in denen sie sich allmählich herausbildete, jenes Stigma unserer Zeitepoche mit sich, das außer den aufgezählten das verderblichste ist: die heute allgemein herrschende Intoleranz und der aus ihr resultierende Fanatismus. Der Ängstliche, der Fliehende und der Verlorene (sei er dies in Bezug auf sein Ich oder in Bezug auf die Welt, ist gleichgültig, denn es gilt gleich für beide Bezüge) ist in seiner vitalen Bedrohtheit immer intolerant und »sieht« nur einen sich in nebelhaften Weiten verlierenden »Fluchtpunkt« (jenen Fluchtpunkt der linearen Perspektive, worüber einst ein Leonardo schrieb), den er fanatisch glaubt verteidigen zu müssen; denn anders ginge er seiner Welt verlustig. Der europäische Mensch, als Einzelner wie als »Vermasster«, sieht heute nur noch seinen Sektor. Auf allen Gebieten hat heute dieser Satz Gültigkeit; auf dem religiösen genauso wie auf dem politischen, auf dem sozialen genauso wie auf dem wissenschaftlichen. Das Aufkommen des Protestantismus leitete die Sektorierung des Religiösen ein; das Aufkommen des Nationalstaates brachte die Sektorierung des christlichen Abendlandes in sektorhafte Einzelstaaten; das Aufkommen der politischen Parteien sektorierte das Volk (oder die ehemalige christliche Gemeinschaft) in parteiprogrammgebundene sektorhafte »Interessengemeinschaften«; und in der Wissenschaft führte dieser Prozess der Sektorierung zu dem heutigen Zustand: führte zu den Fachwissenschaften und allgemein zum Spezialistentum und den »Spitzen-Leistungen« des Scheuklappenmenschen. Aber ein Zurück gibt es nicht mehr: die re-ligio, die Rückbindung, ist fast zerrissen, der »Schnitt der Sehpyramide« hat sie gewissermaßen zerschnitten. Und ein bloßes Vorwärts und Weiter (das schon Fluchtcharakter angenommen hat) führt nur in weitere sektorhafte Detaillierung, letztlich zur Atomisierung. Was dann übrig bleibt, ist (wie im Trichter Hiroshimas) – amorpher Staub. Wahrscheinlich wird ein Teil der Menschheit – zumindest geistig«, sprich: »seelisch« – diesen Weg gehen.

Wenn wir das Gesagte zusammenfassen, ist dies das Bild: einerseits Angst (vor der Zeit und vor der Machtlosigkeit ihr gegenüber), andererseits »Beglücktsein« (über die materielle Raumbeherrschung und über den Machtzuwachs daraus); und Isolation (des Einzelnen, der Gruppen und Kulturkreise) auf der einen, Vermassung (der gleichen Einzelnen in Gruppen und Interessengemeinschaften) auf der anderen Seite: diese Spannung zwischen Angst und Beglücktsein, zwischen Isolation und Vermassung, ist das Endergebnis einer Epoche, die sich bereits überblüht hat. Diese Epoche könnte jedoch gleichzeitig Gewähr dafür sein, dass ein neues »Ziel« erreicht wird, bedienten wir uns ihrer, so wie sich der Pfeil der überspannten Bogensehne bedient; doch wie jeder Pfeil, so müsste auch sie, um dies zu erreichen, sich von den Extremen lösen können, welche die Abflugsspannung ermöglichen: sie muss, wie der Pfeil auf der Sehne, den Punkt finden, der hier bereits das dortige »Ziel« in sich trägt: das Gleichgewicht zwischen Angst und Beglücktsein, zwischen Isolation und Vermassung; nur dann kann sich diese Epoche selbst aus der defizient gewordenen Unperspektivität und Perspektivität befreien: nur dann kann sie das gewinnen, was wir, auch seines befreienden Charakters wegen, die perspektivische Welt nennen.

3. Die aperspektivische Welt

Ein Aufriss der aperspektivischen Welt kann sich nur allmählich ergeben. Er wird, wie wir hoffen, an Kontur und Dichte in dem Maße gewinnen, als wir vor allem auch die sogenannten vergangenen Hintergründe und Zusammenhänge darzustellen Gelegenheit haben werden; denn etwas sichtbar und anschaulich machen kann man nur, indem man das Darzustellende gegen einen Hinter- oder Untergrund hält, damit es sich klar und deutlich von ihm abhebe und nicht mit ihm verwechselt werde.

Obwohl an dieser Stelle unserer Ausführungen diese Voraussetzungen noch in keiner Weise erfüllt sind, scheint es uns doch nötig, den Grundcharakter dessen zu umreißen, was wir als Aperspektivität bezeichnen. Der Versuch muss gewagt werden, damit ein Hinweis darauf gegeben werden kann, in welcher Weise die Aperspektivität zum Ausdruck gelangt. Dieser Hinweis, mag man ihn nun als These auffassen oder als orientierenden Überblick auf unsere Grundidee, wird erst dann seine Beweiskraft erhalten können, wenn wir gegen den noch darzustellenden Hintergrund später nicht nur die neuen Äußerungsformen der Malerei, sondern auch die der anderen Künste halten können. So sei denn aus den zahlreichen neuen Aussageformen vorerst nur eine der anschaulicheren, gerade die der Malerei, herausgegriffen, die möglicherweise unsere Ansicht deutlich zu machen vermag.

In den letzten Jahrzehnten haben sowohl Picasso wie Braque einige Bilder gemalt, deren Wertung bisher, wie uns scheinen will, von einem Standpunkt aus erfolgt ist, der ihnen nicht gerecht werden kann.

Solange wir eine Zeichnung wie die hier wiedergegebene von Picasso (siehe Abb. 1) nur vom rein Ästhetischen her betrachten, wird die Vielzahl der Linien (selbst wenn die einzelnen in sich »schön« sein mögen) uns eher verwirren als mit jenem Gefühl des Schönen erfüllen, das wir gewohnt waren, als eines der Kriterien bei der Bildwertung anzulegen. Bilder oder Zeichnungen Picassos wie diese fordern mehr als ein bloßes »Anschauen«, das sich nur auf die Kategorie des »Schönen« gründet, was zumindest im Deutschen zur Genüge aus der bisher unbeachteten Wurzelgemeinschaft der Wörter »schön« und »schauen« hervorgeht. Beide Wörter haben vorwiegend psychischen Charakter: das »Schauen« ist die Realisationsform der Mystik, das »Schöne« ist nur eine, die lichtere, Manifestationsform der Psyche: beide schließen, wenigstens für den Europäer, weitgehend die Konkretisierung der Ganzheit, nicht aber die einer Einheit aus, denn sie sind nur eine partielle Aktivierung beziehungsweise eine Teilform jener Harmonie, die ihrerseits nur ein Teilaspekt der Ganzheit ist. Das bloße Schauen oder das bloße Schönfinden können aus ihrer psychischen Befangenheit und Gebundenheit heraus die Ganzheit höchstens annähern, jedoch kaum realisieren. Aber gerade die Ganzheit kommt in dieser Zeichnung Picassos zum Ausdruck. Sie kommt deshalb zum Ausdruck, weil in ihr erstmals die Zeit in die Darstellung einbezogen ist. Wenn wir diese Zeichnung betrachten, so sehen wir mit einem Blick den ganzen Menschen: das heißt, wir sehen nicht nur einen seiner Aspekte oder seiner möglichen Ansichten, sondern wir sehen gleichzeitig seine Frontal-, Seiten- und Rückenansicht, sehen also alle diese verschiedenen Aspekte auf einmal. Um es sehr grob auszudrücken: es ist uns nicht nur das zeitliche Herumgehen um die menschliche Gestalt erspart, wobei wir in einem Nacheinander ihrer verschiedenen Teilansichten gewahr werden, sondern auch die nur in der Vorstellung realisierbare Zusammenfassung der nacheinander gesehenen Teilaspekte. Diese Bündelung der vielfältigen Sehsektoren zu einem Ganzen war bisher nur in der zusammenfassenden Erinnerung der nacheinander gesehenen Aspekte, also nur in der Vorstellung, realisierbar, und diese »Ganzheit« hatte demzufolge nur

Einbruch der Zeit

Erster Teil

Die drei europäischen
Welten3. Die aperspektivische
Welt

abstrakten Charakter. Auf dieser Zeichnung jedoch sind der Raum und der Körper durchsichtig geworden. Diese Zeichnung ist in diesem Sinne weder unperspektivisch: also nur zweidimensional eine Fläche darstellend, die in sich den Körper befangen hält; noch ist sie perspektivisch: also nur dreidimensional einen Sehsektor aus der »Wirklichkeit« herauschneidend, die den Körper mit atmendem Raum umgibt; sie ist in unserem Sinne aperspektivisch: also vierdimensional die Zeit (als Zeit und nicht in ihrer Räumlichkeit) aufnehmend und sie damit konkretisierend. Damit aber macht sie das Ganze einsehbar, das nur eingesehen werden kann, weil die bisher fehlende Zeitkomponente in ihrer gesteigerten und gültigen Ausdrucksform: der Gegenwart, zum Ausdruck kommt: es ist nicht mehr der Augenblick (die, wie der Ausdruck besagt, durch das Sehorgan erblickte, also räumliche Zeit), sondern es ist die reine Gegenwart, die Quintessenz der Zeit, die uns aus dieser Zeichnung entgegenleuchtet.

Jeder Körper (insoweit er auch raumhaft aufgefaßt wird) ist nichts anderes als erstarrte, geronnene, dichtgewordene, materialisierte Zeit, die zu ihrer Entfaltung, Formwerdung und Erstarrung des Raumes bedarf, der ein Spannungsfeld darstellt und infolge seiner latenten Energetik Träger der akuten Zeitenergetik ist, wobei sich die beiden energetischen Prinzipien, das latente des Raumes und das akute der Zeit, gegenseitig bedingen. Wenn wir diesen Gedanken – unseren Ausführungen vorausgreifend – schon jetzt formulierten, so geschah es im Hinblick auf die angedeutete Zentralstellung, die wir der Gegenwart einräumen; denn sowohl Raum als auch Zeit sind für unser Wahrnehmungsvermögen als Körper nur in der Gegenwart oder durch Gegenwärtigung existent. Die Gegenwärtigung, die aus der Zeichnung Picassos spricht, wurde in seinem Werke erst möglich, nachdem er in den dreißig ihr vorausgegangenen Schaffensjahren alle jene Zeitstrukturen der Vergangenheit, die in ihm (wie in jedem von uns) latent waren, insofern zu aktualisieren und damit ins Bewußtsein zu heben vermochte, als er in einer Vielfalt einstiger Stile malte.

Dieser Vorgang ist bei Picasso ein- und erstmalig: er vermochte genuin Eigenstes aus seinem primitiv-magischen Erbe heraus (seine Negerkunstepoche^{6a}), aus seinem mythischen Erbe heraus (seine hellenisierend-archaische Epoche), aus seinem klassizistisch, schon rational betonten, formstrengen Erbe heraus (seine Ingres Epoche) darzustellen; erst diese Leistungen ermöglichten die konkretisierende Temporik, wie wir seine und seiner Zeitgenossen neue Art zu malen nennen möchten; sie macht nicht nur den Grundcharakter dieser einen Zeichnung aus, sondern ist generell gültig. Erst dort, wo die Zeit nicht mehr in ihre drei Phasen: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zerfällt, sondern zur reinen Gegenwart wird, ist sie konkret geworden. In dem Maße, in dem Picasso von Anfang an der Gegenwart vorseilte und damit Zukünftiges in die Gegenwart seines Werkes hereinholte, in dem gleichen Maße hat er das Vergangene gegenwärtig zu machen vermocht: was schon wieder dem Schlaf (des Vergessens) verfallen war und was noch im Schlafe (als einst Kommendes) lag, wurde in die Wachheit der Gegenwart gerufen. Diese zeitliche Ganzheit, im Räumlichen verwirklicht und an einem Körper sichtbar und durchsichtig gemacht, das ist die einzigartige Leistung dieses Temporikers.

Mit dem Ausdruck »Temporiker« bezeichnen wir in der Folge jene beiden großen Malergenerationen, die, auf die Klassiker, Romantiker, Naturalisten folgend, seit etwa 1880 und bisher ohne Zweifel unbewusst den Versuch unternahmen, die Zeit zu konkretisieren. Von diesem Gesichts- oder Zeitpunkt aus erhalten alle jene Versuche der verschiedenen Richtungen, der Impressionismus, Expressionismus, Kubismus, Surrealismus, neuerdings der Tachismus und so fort ihre gemeinsame Kennzeichnung als das Ringen um die Konkretisierung und Realisierung der Zeit. Dass diese Versuche eine

Einbruch der Zeit
 Erster Teil
 Die drei europäischen
 Welten
 3. Die aperspektivische
 Welt

Unzahl an Fehllösungen enthalten, ist nur zu erklärlich; sie wurden, wie wir gesehen haben, bei dem Suchen nach der Perspektive, der Raumrealisierung, ja auch nicht vermieden.

Eine Begleiterscheinung durchaus chaotischen Charakters – und Chaos wird stets dort sichtbar, wo eine bisher geltende Welt sich umzugestalten beginnt – brachte beispielsweise der unumgängliche Versuch mit sich, das Vergangene gegenwärtig zu machen: bei diesem Versuch wurden viele (und nicht zuletzt die Mehrzahl der Surrealisten sowie nachher die der Tachisten) von einer Zeitinflation überschwemmt, die sie verschlang: eine Unmenge abgestorbener Schlacken der Vergangenheit wurde wieder heraufgespült und »belebt«; sie überschwemmte jene, die das auferweckte Erbe nicht zu meistern vermochten ein Vorgang, der seine Parallele in der Inflation der bewusst werdenden unbewussten Residuen hat, die durch Freud ausgelöst wurde. Statt der erhofften Ganzheit wurde ihnen eine Scherbenwelt beschert, statt die erhoffte geistige Beherrschung zu erlangen, wurden sie nur noch deutlicher zu Psychisten, womit wir jene Kategorie der heutigen abendländischen Menschheit bezeichnen, die sich aus der Befangenheit in der Psyche, aus der psychischen Befangenheit, nicht lösen kann 65. Selbst bei Picasso treffen wir auf Bilder, in denen sich dieser Prozeß der chaotisch-psychischen und psychistisch gewordenen Inflation spiegelt. Hätte er nur Bilder und Zeichnungen dieser chaotischen Art geschaffen, so könnten wir ihn nicht mit Gewissheit als einen der größten Temporiker bezeichnen. Aber es gibt, besonders seit der Mitte der dreißiger Jahre, noch eine große Anzahl anderer Bilder Picassos, die das temporische Bemühen einer Lösung entgegenführen. Wir wollen hier nur auf zwei Darstellungsarten eingehen: auf gewisse Porträts und auf eine Landschaft. (Inwiefern die Temporik beispielsweise in Picassos Stilleben zum Ausdruck kommt und inwiefern temporische Ansätze bereits im Impressionismus und früher [schon bei Delacroix] vorhanden sind, darüber wird später noch Ausführliches zu berichten sein.

ZWEITER TEIL

Der Einbruch der Zeit

1. Die Bewusstwerdung der Zeitfreiheit

Der Einbruch der Zeit in unser Bewusstsein: dieses Ereignis ist das große and einzigartige Thema unserer Weltstunde. Es ist ein neues Thema und damit eine neue Aufgabe. Seine Realisierung durch uns bringt eine gänzlich neue Weltwirklichkeit mit sich: eine neue Intensität und ein befreiteres Gewahrwerden, and damit die Überwindung der Wirrnisse, welche vordergründig unserer Welt das Gepräge zu geben scheinen. Wo wir diesem Thema in den Äußerungsformen unseres Lebens begegnen, dort befinden wir uns face en face mit den ersten Manifestationen der aperspektivischen Welt. Diese Manifestationen ersichtlich zu machen, zu ordnen und unserem Bewusstsein einzugeöhnen, dem dient dieser zweite Teil unserer Schrift. Ein neuer Ton, eine neue Form, eine neue Sicht wird dann dort wahrnehmbar werden, wo wir heute nur Schrei und Dissonanz zu hören glauben. Und je todeswütiger sich die Äußerungen unserer zu Ende gehenden Übergangsepoche zu erkennen geben, desto lebenskräftiger werden weltverändernd die neuen in Erscheinung treten. Jeder von uns ist heute, ein jeder auf seine Weise und gleichgültig wo er sich befinde, nicht nur Zeuge, sondern wir alle sind auch Werkzeuge dessen, was Wirklichkeit wird. Deshalb ist es nötig, dass wir uns die

Einbruch der Zeit

Zweiter Teil

Der Einbruch der Zeit

1. Die Bewusstwerdung
der Zeitfreiheit

Mittel erarbeiten, mit deren Hilfe wir diese neue Wirklichkeit auch von uns aus mitgestalten können. Ein entscheidender Schritt wird dann getan sein, wenn es uns gelingt, die ganze Komplexität des »Zeit«-Themas zu realisieren; mit andern Worten: wenn es uns gelingt, das Neue derart zu wirklichen, dass wir uns seiner bewusst bedienen können. Was heute geschieht, geschieht noch fast von sich aus, besser: aus dem Sich heraus. Es ist nötig, dass auch das einzelne Ich, dass ein jeder wisse, wie er sich zu verhalten habe, auf dass das Neue, durch ihn mitverantwortet, zu aufbauender Wirkung komme. Dies darzustellen ist die andere Aufgabe dieses zweiten Teiles, die wir nie aus dem Auge verlieren dürfen, auch dann nicht, wenn die Komplexität des Themas und seine Neuartigkeit uns zwingen, langsam und behutsam vorzugehen.

Die Ausführungen des ersten Teiles haben ersichtlich gemacht, dass die »Zeit«, die mental-rationale Zeit, ein teilendes Prinzip und ein Begriff ist. Wenn hier in einem größeren Zusammenhange von »Zeit« gesprochen wird, so ist nicht nur dieser Begriff Zeit gemeint. Trotzdem müssen wir von diesem reduzierten Begriff ausgehen. Unserem bisherigen Bewusstsein liegt von allen möglichen Zeitformen der mental-rationale Zeit-Begriff am nächsten. Erst in dem Augenblick, da wir uns Rechenschaft über ihn ablegen und ihn als Teiler erkennen, wird uns bewusst, dass dieses Fragment des Zeitlichen nur der Auslöser einer weltumgestaltenden Bewusstseinsstruktur sein kann. Der Zeitbegriff ist lediglich das Initialthema für die Bewusstwerdung der aperspektivischen Welt. Solange er Geltung hat, gilt noch das Teilende, Zerstörende, Auflösende, das aber teilend, zerstörend und auflösend den Weg für eine neue Wirklichkeit freilegt. Was aber freigelegt wird, das ist mehr als der bloße Begriff »Zeit«: es ist das Achronon, also das Frei- und Befreitsein von jeder Zeitform; es ist die Zeitfreiheit.

Unser heutiges Bewusstsein ist ein Bewusstsein des Überganges, ein Bewusstsein, das in einer Mutation begriffen ist und sich neue Realisationsformen zu erschließen beginnt. In dem Augenblick, da es fähig wurde, sich von dem Wesen der »Zeit« Rechenschaft abzulegen, brach die Zeit ein; der Sinn von »einbrechen« ist zweideutig, so wie Stunden des Überganges zweideutig und zweigesichtig sind. Das Wort Einbruch bringt sowohl ein Hereinbrechen der Zeit wie ein Zusammenbrechen der Zeit für unser Bewusstsein zum Ausdruck.

Was ist aber nun die »Zeit«? Sie ist mehr als bloße Uhrenzeit, die bisher als verlässlich und konstant galt. Es ist symptomatisch für unsere Situation, dass heute selbst die Astronomie die Konstanz der Uhrenzeit infolge neuester Forschungen in Frage gestellt sieht. Auf einer Generalversammlung der »Schweizerischen Astronomischen Gesellschaft« in Lausanne (Frühjahr 1951) wurde das Thema behandelt: »Ist die Zeit konstant?« Tatsache ist, dass sie nicht konstant ist, sondern sich pro Jahrhundert um 5,3 Sekunden verlangsamt, wie G. Thiery, von der Universitätssternwarte Genf, feststellte. Dieses Resultat erhärtet auf seine Weise den Satz von E. Rosenstock-Huessy, dass wir »heute an einer Wissenschaft von der Zeit« laborieren, die aber dem echten Phänomen Zeit allein, wie er hervorhebt, nicht gerecht zu werden vermag. Aber die Uhrenzeit ist nur ein Aspekt eines umfassenderen Phänomens, sie ist der mentale Aspekt jener Weltkomponente, die sich nicht als Raum darstellt, sondern als Grundphänomen des Raumes.

Die Ausführungen im fünften Kapitel des ersten Teiles: »Über die Raum-Zeit-Konstitutionen der (Bewusstseins-)Strukturen« haben deutlich gemacht, dass wir zumindest drei verschiedene Zeitformen genau unterscheiden können: die magische, vital betonte Zeitlosigkeit, die mythische, psychisch betonte Zeithaftigkeit und den mentalen, raum-betonten Zeitbegriff, der ein defizientes Agens, ein Teilen ist. Für das Zeitphä-

Einbruch der Zeit

Zweiter Teil

Der Einbruch der Zeit

1. Die Bewusstwerdung
der Zeitfreiheit

nomen hatte die dreidimensionale Vorstellungswelt unserer Väter kein Sensorium. Die Zeitwelt war für sie, die in einer festgefrorenen Raumwelt lebten, jener Störungsfaktor, der durch Nichtbeachtung unterdrückt oder durch Messung in eine räumliche Komponente umgefälscht wurde. Mit anderen Worten: in der perspektivischen Weltvorstellung wurde alles mit räumlichen Maßen gemessen, auch das Phänomen »Zeit« und andere Phänomene, die keine räumlichen (wohl aber räumlichende!) Eigenschaften haben, die jedoch durch ihre Messung in räumliche Komponenten zurechtgebogen wurden. Für den perspektivisch denkenden Menschen hatte die Zeit keinen Qualitätscharakter. Das ist das Ausschlaggebende. Er bediente sich ihrer nur in einem materialisierten und quantitativen Sinne. Er lebte der von Galilei aufgestellten Maxime nach: »Alles messen, was messbar ist, und alles messbar machen, was es noch nicht ist.« Diese Maxime, übrigens eine ins Extrem getriebene aristotelische Maxime, war das Leitmotiv des perspektivischen Zeitalters. Messen aber ist Räumlichen, und maßloses Messen führt zu Quantifizierung. Einer der besten Kenner der Theorien und Philosophien jener Epoche, Werner Gent, konnte von eben dieser Epoche sagen, sie habe die Zeit deklassiert und zu einer bloßen Rechnungsgröße degradiert (s. S. 259). Noch genauer formuliert: Jene Epoche hat die Zeit zu einer analytischen Maßbeziehung pervertiert und sie materialisiert. Durch diese Materialisierung hat sie im Laufe der letzten Jahrhunderte jenes extrem dualistische Denken heraufbeschworen, das in der Welt nur zwei gegensätzliche und unversöhnliche Komponenten anerkannte: als gültig die messbaren, beweisbaren Dinge, die rationalen Gegebenheiten der Wissenschaft, als ungültig die nicht messbaren Phänomene, die irrationalen Un-Gegebenheiten.

Dem perspektivischen Zeitalter war die »Zeit« nichts als ein Maß- bzw. Bezugssystem zwischen zwei Augenblicken. Es ließ die Zeit als Qualität und Intensität unberücksichtigt; es sah in ihr nur ein akzidentelles, kein essentielles Phänomen. Die Zeit ist aber ein viel komplexeres Phänomen als nur Uhrenzeit, nur Werkzeug oder Akzidens. Die Tatsache, dass wir selbst heute noch in den Kategorien der räumlich fixierten, dreidimensionalen Vorstellungswelt denken, hindert uns daran, die komplexe Bedeutung dieses Phänomens zu realisieren; und wer es dennoch wagt, wird bestenfalls terminologischer Unklarheit geziehen. Das aber soll uns nicht an der Feststellung hindern, dass die Zeit in Wirklichkeit noch andere wesentliche Erscheinungsformen umfasst, die nur ihr, nicht aber dem Raume, eignen. Aus der aperspektivischen Weltsicht heraus betrachtet, erscheint sie geradezu als die grundlegende Funktion and von vielfältigster Art. Sie äußert sich, ihrer jeweiligen Manifestationsmöglichkeit und der jeweiligen Bewusstseinsstruktur entsprechend, unter den verschiedensten Aspekten als: Uhrenzeit, Naturzeit, kosmische Zeit oder Sternzeit; als biologische Dauer, Rhythmus, Metrik; als Mutation, Diskontinuität, Relativität; als vitale Dynamik, psychische Energie (und demzufolge in einem gewissen Sinne als das, was wir »Seele« und »Unbewusstes« nennen), mentales Teilen; sie äußert sich als Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; als das Schöpferische, als Einbildungskraft, als Arbeit, selbst als Motorik. Nicht zuletzt aber muss, nach den vitalen, psychischen, biologischen, kosmischen, rationalen, kreativen, soziologischen und technischen Aspekten der Zeit auch ihres physikalisch-geometrischen Aspektes gedacht sein, der die Bezeichnung »vierte Dimension« trägt.

Diese mehr oder weniger unsystematisch erscheinende Aufzählung der Zeitaspekte wird jedem, der sich seiner dreidimensionalen Weltvorstellung nicht begeben kann, unbehaglich sein. Für den Systematiker handelt es sich bei diesen Aspekten um inkongruente Größen. Aber sie sind keine Größen, sondern Elemente oder Funktionalen und somit räumlich weder zu fassen noch einzuordnen. Die anscheinende Systemlosigkeit, die in der Aufzählung zu herrschen scheint, entspricht den genannten

Einbruch der Zeit

Zweiter Teil

Der Einbruch der Zeit

1. Die Bewusstwerdung
der Zeitfreiheit

Wirklichkeiten. Bewirktes ist systematisch fassbar. Bewirkendes ist nicht systematisch fassbar, es sei denn, wir begingen von neuem den Fehler des perspektivischen Menschen, Intensitäten in räumliche Extensitäten umzufälschen. Wir dürfen aber auch nicht in den anderen Fehler verfallen, das was soeben als »Bewirktes« bezeichnet wurde, kausal zum »Bewirkenden« in Beziehung setzen zu wollen, viel weniger noch den weiteren möglichen Fehler, beide dualistisch als Gegensätze anzusprechen; das wäre zudem weiteres Systematisieren. Eine nichts als kategoriale Betrachtungsweise kann den genannten Zeitaspekten nicht gerecht werden. Wir haben es bei ihnen keineswegs mit einander inkongruenten Phänomenen zu tun, sondern es handelt sich um verschiedenartige Aspekte und Manifestationsweisen eines Grundphänomens, das keinen Raumcharakter aufweist. Eine vornehmlich kategoriale Wertung ist hier also unangebracht. Jedes kategoriale System ist ein ideelles Ordnungsschema, durch welches reale Erscheinungstatsachen fixiert und absolutiert werden; damit ist es ein dreidimensionales Gerüst und hat statischen and räumlichen Charakter. Kategoriale Systeme reichen zu einer Weltbewältigung nur aus innerhalb der dreidimensionalen Weltvorstellung and Begriffswelt. Man wird sich deshalb daran gewöhnen müssen, auch akategoriale Elemente anzuerkennen. Die akategoriale Größe par excellence ist die »Zeit« als Intensität. Ihre bindende, gänzliche Funktion kommt in ihrer akategorialen Wirksamkeit zum Ausdruck. Das bisherige bloß kategoriale Denken muss durch die zusätzliche akategoriale Realisationsart ergänzt werden. Wir werden keinen Schritt in der Bewältigung der Aufgaben, die unserer Epoche gestellt sind, vorwärtskommen, bringen wir nicht den Mut auf, die bloß räumlich konzipierten Systeme dreidimensionaler Art zu überwinden. Das heißt nicht, sie abschaffen; aber es heißt, sie auf die ihnen eigenen Größen and Extensitäten reduzieren. Die bisher fälschlich räumlich fixierten Intensitäten benötigen ein eigenes Ordnungskonzept, die Systase. In dem Moment, da es uns gelingt, die akategorialen Wirkungen als solche wahrzunehmen und nicht als kategoriale Fixierungen, wird die Welt durchsichtig, weil wir dann nicht mehr nur an die Raumstruktur der Systeme fixiert sind, sondern sie systatisch (zusammenfügend) zu durchsehen vermögen. Der dergestalt transparent (diaphan) werdende Raum ist dann nicht mehr eine dreidimensionale, sondern bereits eine vierdimensionale Gegebenheit.

Mit dem Begriff »vierdimensional«, besonders aber mit dem Begriff »Vierte Dimension«, als die sich die »Zeit« physikalisch darstellt, ist in gewissem Sinne ein Stichwort gefallen, das für die Klärung unserer Situation als Hilfsbegriff sehr dienlich sein kann. Die Tatsache, dass der große, umfassende and die Welt mitkonstituierende Komplex »Zeit« jahrhundertlang vernachlässigt, ja erkenntnismäßig unterdrückt oder bestenfalls räumlich verfälscht wurde, diese Tatsache hat die folgenschwere Konsequenz gehabt, dass wir der außerordentlichen Bedeutung, die diesem umfassenden Phänomen innewohnt, nicht mehr gewachsen waren, als die modernen Erkenntnisse uns zwingen, es anzuerkennen. Wie jede unterdrückte Kraft – and dies war die »Zeit« so lange, als die Epoche der dreidimensionalen Weltvorstellung huldigte –, wie jede unterdrückte Kraft rächt auch sie sich, wenn sie befreit wird oder sich selbst befreit. Und dann vergewaltigt, beängstigt und verwirrt sie uns zuerst einmal auf eine destruktive Weise, so dass sie uns zu beherrschen scheint, nachdem wir auf Grund generationenlanger Gewöhnung glaubten, sie durch unsere räumliche Umfälschung meistern und beherrschen zu können. Eingekerkert in unsere dreidimensionale Vorstellungswelt meinten wir, die Zeit sei nichts anderes als ein leicht zu meisterndes Akzidens harmloser Art, das man ungestraft lediglich als Uhrenzeit behandeln dürfe. Da sich nun herausstellt, dass sie sehr viel mehr, ja eine Weltkonstituante ist, entspricht die Größe des Schocks, den diese Erkenntnis auslösen muss, nur der Diskrepanz, die zwischen unserer bisherigen Einschätzung der Zeit und ihrer tatsächlichen, immerwährenden

Einbruch der Zeit
Zweiter Teil

Der Einbruch der Zeit

1. Die Bewusstwerdung
der Zeitfreiheit

Wirkung besteht. Diese Diskrepanz aber ist so groß, dass wir die Tatsache, die Zeit sei mehr als bloße Uhrenzeit, nur allmählich realisieren können.

Als Realität, als Weltkonstituante brach die Zeit eigentlich erst mit der Formulierung des vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuums durch Einstein, also zu Beginn unseres Jahrhunderts, in unser Bewusstsein ein. Seitdem spielt, bewusst oder unbewusst, das Zeitproblem auch in den Naturwissenschaften eine Hauptrolle, und fast unmerklich, doch von Jahr zu Jahr zunehmend, verändert sich die Auffassung, ja Wertung, die ihr nach den neuen naturwissenschaftlichen Theorien zuteil wird. Einige Hinweise mögen diesen äußerst beachtenswerten, ja grundlegenden Sachverhalt in das ihm gebührende Licht rücken. Sie stellen zugleich eine erste kurze Orientierung darüber dar, was in den folgenden Kapiteln ausführlich zu untersuchen sein wird.

Kurz vor der Relativitätstheorie, die ohne die Zeit-Komponente ja undenkbar ist, entsteht die Quantentheorie Plancks. Ihr zufolge wird die Kontinuität des zeitlichen Geschehens, der lineare Ablauf der Zeit zugunsten einzelner Zeitimpulse aufgegeben. Es folgen N. Bohr und die Wellenmechanik de Broglies and Schrödingers, in der das Komplementaritätsprinzip Gültigkeit erhält, demzufolge die Materie, beziehungsweise das Licht gleichwertig sowohl als Korpuskel als auch als Welle aufzufassen ist, womit sie in einem weiteren Sinne gewissermaßen als räumliche Größe, aber auch als zeitliches Element sichtbar ist. In der Biologie bringt die Mutationstheorie von de Vries implizite den Nachweis für den Intensitätswert der Zeit. Relativitätstheorie aber, Quantentheorie, Wellenmechanik und Mutationstheorie sind die vier großen Eckpfeiler unserer heutigen Naturwissenschaften. Darüber hinaus ermöglicht es uns die Tiefenpsychologie, dass wir heute von einem Zeitphänomen sprechen können, das wir als Zeitkondensierung bezeichnen möchten, die im seelischen Geschehen statthat und beispielsweise im Traume manifest wird. Schließlich überbietet sich die Technik darin, mit jedem neuen Jahre den Raum immer mehr durch die Meisterung der Zeit zusammenschrumpfen zu lassen, indem sie große Entfernungen, sei es zeitlich durch Überschallflugzeuge zusammenrückt, sei es diese Entfernungen sogar auf einen angenäherten zeitlichen Nullpunkt reduziert: durch Radio und Fernsehen. Und in der Kunst begegnen wir derselben Präokkupation. In der Malerei zersprengt die hereingelassene Zeit den Bildinhalt oder, freilich in den selteneren Fällen, formt ihn nach neuen Gesetzen, wie etwa bei Juan Gris, Braque and Picasso. In der Dichtung – um von andern Disziplinen wie der Philosophie ganz zu schweigen –, in der Dichtung, beispielsweise eines Thornton Wilder oder Ferdinand Bruckner, spielen die Szenen and Akte eines Schauspiels quer durch die Uhrenzeit hindurch and verschaffen der echten Zeit »vierdimensionale« Ausdrucksmöglichkeiten. Dort kommt bereits die Zeitfreiheit zum Durchbruch.

Die durchaus neuartigen Grundlagen der neuen wissenschaftlichen Theorien und künstlerischen Ausdrucksmittel basieren alle auf einer Hereinnahme des Zeitfaktors in die his 1900 starren, materialistischen, räumlich konzipierten Systeme. Jedoch ist die Hereinnahme der Zeit in unsere Realität noch lange nicht vollgültig geschehen. Es handelt sich selbst heute noch weitgehend um Versuche and Bemühungen, das Zeitphänomen zu erfassen. Wir haben diese Versuche als Temporik bezeichnet (s. S. 63 ff.). Diese Versuche haben, und auch dies möge als erster orientierender Hinweis gelten, äußerst verwirrende Resultate gezeitigt. Es ist nicht ohne Bedacht, dass wir von einem Einbruch der Zeit in unser Bewusstsein sprechen. Es handelt sich um ein Hereinbrechen der vierten Dimension in die dreidimensionale Welt, das zuerst, im ersten Ansturm, ein Zerbrechen dieser dreidimensionalen Welt bewirkt. Die nicht gemeisterte Zeit droht zuerst einmal den Raum und sein Gefüge zu zerbrechen. So

Einbruch der Zeit

Zweiter Teil

Der Einbruch der Zeit

1. Die Bewusstwerdung
der Zeitfreiheit

zerbrach sie beispielsweise im Dadaismus das Strukturgefüge des Satzes; zerbrach im Expressionismus und Surrealismus den räumlichen Strukturzusammenhang; sprengte die Bildinhalte und zerfetzte die Form. In der Tiefenpsychologie bedroht sie jederzeit das Bewusstsein mit einer Inflation und vermag das Gefüge des rationalen Denkens zu zerstören; in der Biologie verursachte sie, die nicht gemeisterte Zeit, ein flutartiges Anwachsen des sogenannten Lebenstriebs, des »élan vital«, so dass sie eine Zeitlang im extremen Vitalismus zu ersticken drohte. Und selbst in der Physik droht der Einbruch der Zeit die Materie und den Raum endgültig zu zerstören: die Atombombe beweist es. Begnügen wir uns hier vorerst mit diesen Beispielen. Eines jedoch darf bei Behandlung dieses Fragenkomplexes nicht übersehen werden: dass sich bereits in den drei Einstein vorangehenden Generationen Anzeichen nachweisen lassen, die auf den später erfolgenden Einbruch der Zeit in die dreidimensionale Weltvorstellung hindeuten. Durch Einsteins Relativitätstheorie verlor das bisher gültig gewesene kopernikanische Welt-system seine ausschließliche Bedeutung; an seine Stelle trat das Einsteinsche Raum-Zeit-Kontinuum. Ihm zufolge haben wir uns die Welt nicht mehr kopernikanisch als unendlich and unbegrenzt vorzustellen, sondern als »endlich, aber unbegrenzt«. Mit anderen Worten: wir müssen nicht nur eine gänzlich neue, der bisher gültigen diametral entgegengesetzte Weltsicht realisieren, sondern sind zudem noch gezwungen, uns die neue Komponente, die Zeit, nicht bloß als eine physikalisch-geometrische vierte Dimension, sondern in ihrer ganzen Komplexität bewusst zu machen. Einschränkend kann allerdings gesagt werden, dass dies vorerst nur auf dem physikalischen Gebiete als notwendig erschien. Was aber geschah in den darauffolgenden Jahren? Während immer mehr Zweige der Wissenschaft sich mit dem Zeitfaktor auseinander zu setzen begannen and teilweise zu einer ganzheitlichen Betrachtung gelangten, während andere bereits mit den vierdimensionalen Gegebenheiten zu arbeiten anfangen and damit äußerst greifbare Resultate, wie beispielsweise die Atomspaltung, bewirkten, verblieb die nicht-wissenschaftliche Welt, und in ihr nicht zuletzt die führenden Staatsmänner and Leiter der Wirtschaft, noch der bereits überholten dreidimensionalen and dualistisch-materialistischen Weltvorstellung verhaftet, handhabte aber bereits vierdimensionale Produkte. Jedoch: sie verwendete diese vierdimensionalen Produkte falsch, nämlich auf eine dreidimensionale Art. Und nun ist die Verwunderung and Bestürzung groß, dass dabei dieses ganze Weltgefüge ins Wanken kam.

»Ich habe keine Zeit« – dieser millionenfache Ausspruch des heutigen Menschen ist symptomatisch. Die »Zeit« ist, wenn auch vorerst noch in negativer Form, seine große Präokkupation. Der es sagt, glaubt, er spräche von der Uhrenzeit. Wie würde er erschrecken, realisierte er, dass er in dem gleichen Augenblicke auch sagt: »Ich habe keine Seele« and »Ich habe kein Leben«! Dem perspektivischen Menschen war die Zeit noch kein Problem. Erst der zum aperspektivischen Bewusstsein erwachende oder dahin mutierende Mensch unserer Tage stellt stündlich dieses Manko, dass er keine Zeit habe, fest, das ihn fast zur Verzweiflung treibt. Und der Mensch von heute ist haltlos. Der Mensch der magischen Welt war noch im Geheimnis mit einbeschlossen, so wie wir heute noch im Schlaf in die nächtigen Gründe der Welt mit einbezogen sind. Er war noch, so wie wir im Tiefschlaf, zutiefst geborgen. Der mythische Mensch war nur noch geborgen; seine Geborgenheit, schon durchsetzt von den Schrecken and Seligkeiten der Träume, war sein Aufgehobensein im polar strukturierten Geschehen. Der mentale Mensch war bereits – zumindest in seinem Wachzustand aus der Geborgenheit der magischen Welt and aus der Umschlossenheit der mythischen Welt herausgetreten; das erstarkende Ich-Bewusstsein entband ihn weitgehend von den früheren Daseinsformen, and an Stelle der einstigen Geborgenheit trat sein Bemühen um Sicherung. Sie schuf er sich mit Hilfe seines neuen Vermögens: sein richtendes Denken befähigte ihn, jene Weltsysteme zu schaffen, jene »Realitäten« zu ergreifen, die ihm

Einbruch der Zeit

Zweiter Teil

Der Einbruch der Zeit

1. Die Bewusstwerdung
der Zeitfreiheit

einerseits als Philosopheme, andererseits in der wissenschaftlichen Materie-Erfassung Halt gaben. Die magische Geborgenheit war noch echte Geborgenheit; die mythische war eine bereits in Bewegung geratene, war nur noch Umschlossenheit; die mentale war dem Mentalen gemäß nur noch eine fiktive, nämlich eine ich-gedachte und ins Außen verlegte Sicherheit. Die Fiktivität dieser Sicherheit wurde offensichtlich in dem Moment, da das Mentale defizient wurde and in seine Absterbeform, das Rationale, übergang. Seitdem das Ungenügen des Rationalen zutage trat, hat der Mensch die Befürchtung der Ungeborgenheit, des Ausgesetztseins, des »Geworfenseins«. Er glaubt am Rande zu stehen, vor sich das Nihil des Abgrundes, demgegenüber die »Mutigsten« eine verbissen-heroische Zwangshaltung annehmen (wie beispielsweise Ernst Jünger und Jean-Paul Sartre) oder dem sie durch einen Rückzug ins Mythische zu entgehen suchen (wie neuerdings Martin Heidegger). Der Einbruch der Zeit muss auf alle, die noch am Rationalen als einem ausschließlich gültigen Prinzip festhalten, wie eine letzte Zerstörung der Systeme and Vorstellungen wirken, welche sie als gesichert ansahen und durch die sie sich selber zu sichern suchten. Dieser Einbruch der Zeit ist jedoch nur dann zerstörend, wenn wir über die Realisierung dessen, was »Zeit« ist, nicht hinauskommen. Wenn dies jedoch gelingt, dann ist dieser Einbruch nicht ein weiterer and endgültiger Verlust an Geborgenheit and Sicherheit, sondern eine Befreiung.

»Ich habe keine Zeit« – dieses Eingeständnis, diese Ohnmachtserklärung des europäisch-amerikanischen Menschen besagt zudem noch ein Weiteres; denn wer keine Zeit hat, hat auch keinen Raum. Er ist entweder zu Ende – oder er ist frei. Er ist zu Ende, wenn er nicht realisiert, was das Wort »keine Zeit haben« bedeutet: dass nämlich der Raum diese Zeit absorbiert hat; mit anderen Worten, dass alles erstarrt (die Hetze und Gehetztheit [die Leerlauf sind] und das betriebsame Managertum dürfen dabei als die gegensätzliche Manifestation der erwähnten Erstarrung betrachtet werden); oder auf der anderen Seite: dass die »Zeit« den Raum auflöst, weil sie als bloßer Teiler verwendet wird. Er ist jedoch frei, wenn er realisiert, dass »Zeit« alle bisherigen Zeitformen mit meint. Nur die Anerkennung aller den Menschen mit konstituierenden Zeitformen entrückt ihn der ausschließlichen Gültigkeit der mentalen Zeitform, schafft Distanz, befähigt ihn zu ihrer Integrierung. Der Mut, die praerationale magische Zeitlosigkeit und die irrationale mythische Zeithaftigkeit neben dem mentalen Zeitbegriff als wirkend anzuerkennen, ermöglicht den Sprung in die arationale Zeitfreiheit. Diese ist nicht etwa ein Freisein von früheren Zeitformen, die ja jeden Menschen mit konstituieren. Sie ist zuerst einmal ein Freisein zu ihnen. Aus dieser Art Freisein, die aus der Konkretion und der Integration aller Zeitformen hervorgeht und als solche nur von einem Bewusstsein geleistet werden kann, das sich frei »über« die bisherigen Zeitformen zu stellen vermag, kann eine bewusste Annäherung an den Ursprung erfolgen. Aus ihm, der nicht zeitgebunden ist, mutierten alle uns konstituierenden Zeitformen. Er liegt »vor« aller Zeitlosigkeit, Zeithaftigkeit and Zeit. Dort wo die vorgegebene, vorbewusste, ursprunghafte Vorzeitlosigkeit im Menschen bewusst wird, steht der Mensch nachholend, bewusst in der gegenwärtigen Zeitfreiheit. Und wo dies vollzogen wird, da sind Ursprung und Gegenwart durch das intensiviert Bewusstsein integriert. Der Einbruch der Zeit in unser Bewusstsein ist das erste Anzeichen, das Initialthema der heute akuten Bewusstseinsmutation. Diese Mutation wird ihre weltverändernden Früchte tragen, wenn es uns gelingt, den Einbruch der Zeit zu überwinden: das aber kommt dem gleich, was sich als Gegenwärtigung des Ursprungs bezeichnen lässt, die dann vollziehbar wird, wenn uns die Erfüllung der Hauptaufgabe der neuen Mutation gelingt: die Bewusstwerdung der Zeitfreiheit, des Achronon.

2. Die Bewusstwerdung des Ganzen

Die Bewusstwerdung dessen, was »Zeit« in ihrer ganzen Komplexität ist, ist Voraussetzung für die Bewusstwerdung der Zeitfreiheit. Und diese ist Voraussetzung für die Realisation der integralen Bewusstseinsstruktur, die eine aperspektivische Weltsicht ermöglicht. Das Ganze ist nur aperspektivisch wahrnehmbar. Perspektivisch sehend, sehen wir nur Teile. Begrifflich können wir uns dem Ganzen jedoch nur über die Ganzheiten annähern.

Was aber sind Ganzheiten? Diesen vielverwendeten Begriff, der destruktiv noch bis in die »totalitären« Konzeptionen wirksam war, weil er dort mit dem »vitalistischen« Prinzip gekoppelt wurde, das aber nur den vitalen Aspekt der »Zeit« darstellt, gilt es näher zu definieren. Eine Ganzheit ist keine Zusammenfassung vieler materieller Teile; wäre sie das, wäre sie nur ein voluminöser Teil oder eine Summe. Eine Ganzheit ist aber auch nicht die Zusammenfassung materieller Teile mit einem der möglichen Zeitaspekte, wie sie beispielsweise im Totalitarismus statthatte. Echte Ganzheiten konstituieren sich nur dort, wo wir räumlichen und zeitlichen Komponenten in der ihnen gemäßen Art zu gemeinsamem Wirkungsbestand verhelfen. (Eine echte Ganzheit in diesem Sinne ist »Der Mensch als Ganzheit seiner Mutationen«, wie er in Kapitel IV des ersten Teiles dargestellt worden ist.) Ganzheiten sind also nicht Summierungen von Teilen, sondern ergeben sich dort, wo Teile, die stets raumbunden sind, bewusst mit den sie bewirkenden Kräften zusammen wahrgenommen werden: »zeitliche« Funktionalen zusammen mit räumlicher Materie sind Ganzheiten.

Eine ganzheitliche Betrachtungsweise, wie sie heute bereits einige wissenschaftliche Disziplinen vertreten, konnte sich im allgemeinen Bewusstsein noch nicht durchsetzen, da der Mensch von heute noch immer gemäß der dreidimensionalen Vorstellungswelt dachte und handelte. So betrachtete er nach wie vor nur einen Aspekt der Welt als wirklich, nämlich den räumlichen, und die Zeit blieb, was sie gewesen war: Uhrenzeit, bestenfalls noch Lieferfrist, Verfallstermin, und nebenbei noch etwa Lebensdauer, an die man möglichst nicht dachte, da man vor dieser Zeit, die hier besonders begrenzt wirkt, Angst hatte. Was aber bedeutet es denn, wenn man dergestalt nur einen Aspekt der Welt sieht, wenn man nur einen Teil der Wirklichkeit sieht? Es bedeutet, dass man nicht ganzheitlich sieht, sondern die Welt teilt. Wer aber nur einen Teil der Welt realisiert oder anerkennt, zum Beispiel den räumlichen, und dies zu einer Stunde, da auch der andere Teil, der zeitliche, bereits zu bewusster Wirkung und Wirklichkeit im Menschen erwacht ist, sollte sich nicht wundern, wenn er eines Tages selber geteilt wird oder nur noch als Teil einer Masse erscheint. Das aber bedeutet, dass er, and mit ihm seine Welt, zerstückelt und zerstört wird, oder dass er sich selber zerstückelt und zerstört, wie es die Atomspaltung in Aussicht stellt.

Unser Europa hat mit den zwei Weltkriegen, die es ausloste, diese Selbstzerstörung in selbstmörderischem Ausmaße begonnen. Vielen wird dieses Beispiel nicht behagen, weil sie glauben, man könne noch immer irgendeinem Nachbarn die Schuld für alles Unglück aufbürden. Aber es gibt noch andere Beweise für die zumindest vorübergehende, keineswegs unverschuldete Ohnmacht unseres Kontinents. Die Theorien, die das Antlitz der heutigen Weltstunde von Grund auf veränderten, wurden – und wir wollen das keineswegs vergessen – in Europa geboren. Aber es scheint, dass wir von der folgenschweren Tragweite dieser Theorien zuerst einmal wie betäubt waren. Wir haben sie zwar geschaffen, aber wir haben sie nicht verwalten können. Um nur ein einziges Beispiel herauszugreifen, das sich für unsere Ohnmacht und Lähmung anführen lässt, sei auf das Schicksal der materialistischen Theorien verwiesen, die wie

Einbruch der Zeit

Zweiter Teil

Der Einbruch der Zeit

2. Die Bewusstwerdung
des Ganzen

viele andere Theorien, welche wir in Europa erarbeiteten, weltverändernd wirkten, und die, wie vieles andere auch, von anderer Seite missbraucht wurden, weil wir nicht die Bewusstseinsstärke aufbrachten, sie mit voller Verantwortung zu verwalten. Wir haben es zugelassen, dass die neuen soziologischen Theorien, statt dass wir ihre überholten dreidimensionalen Grundlagen umgestalteten, durch eine europäische Nachfolgekultur, die russische, missbraucht wurden. Sie hat den auf Hegel, Marx und Engels zurückgehenden Marxismus in den Leninismus und dann in den Stalinismus übersteigert und umgefälscht, weil Europa an der dualistischen Weltvorstellung festhielt, als deren Zeit schon um war. Es ist uns, als europäisch-atlantischer Gesamtheit, in dem entscheidenden Moment noch nicht gelungen, den Sprung aus der dreidimensionalen Welt unserer Väter in die vierdimensionale Wirklichkeit unserer Tage zu vollziehen. Und solange wir ihn nicht vollziehen, werden Krisen, Unsicherheit und Angst weiter herrschen. Sie können uns über kurzem zerstören, es sei denn, es gelänge uns die Realisation der neuen Weltwirklichkeit. Mit andern Worten: wir müssen eine neue Einstellung zu den neuen Gegebenheiten der Wirklichkeit gewinnen, die sich in einer neuen Weltsicht kristallisiert. Die Realisierung der neuen Haltung durch uns wird deshalb entscheidend zur Lösung der uns bedrängenden Probleme beitragen, weil die aus ihr hervorgehende neue Einstellung der heutigen Wirklichkeit entsprechen würde und somit gesund wäre. Gesunder jedenfalls, als es die des eiskalten dogmatischen Fanatismus östlicher Prägung ist; und dann wäre sie auch sicherer und stärker als diese und ihr deshalb überlegen! Denn der Stärkere, nicht der Mächtigere siegt, weil Macht auch immer von Ohnmacht bedroht ist. Wer den Machtanspruch zurückstellt, entgeht der Ohnmacht. Da wir bereits in einer vierdimensionalen Wirklichkeit leben, ist es nicht mehr statthaft, noch unbesonnen so zu denken und zu handeln, als lebten wir noch immer in der dreidimensionalen Welt unserer Väter und Vorfäter. Ist es deshalb wirklich berechtigt, dass uns das heutige Nicht-zu-Rande-Kommen unsicher macht und bedrückt? Dafür ist es nachgerade doch wohl zu offensichtlich geworden, dass irgend etwas Fundamentales nicht stimmt.

Um diese unsere Situation ganz krass zu schildern, möchten wir ein drastisches Beispiel gebrauchen: Wir bewegen uns in unserer modernen Welt so, wie sich ein »Wilder«, den man gerade aus dem Urwald geholt hat, in der Welt unserer Väter bewegt haben würde. Der primitive Mensch ist in der praerationalen, bestenfalls der irrationalen Welt beheimatet, die er vornehmlich vegetativ erlebt, also ohne die Stützen des begrifflichen Denkens und somit ohne die Kenntnis eines Raumbegriffes. Anders unsere Väter, die in der dreidimensionalen, mental-rationalen, also der begrifflichen Raum- und Denkwelt zu Hause waren und sich so lange in ihr wohlbefanden, als die Möglichkeit einer anders dimensionierten Welt für ihr Bewusstsein noch nicht bestand.

Oder ein anderer Vergleich: Wir verhalten uns wie einer, der versucht, in einem Zimmer mit einem Ultraschallflugzeug zu fliegen. Mit anderen Worten: wir versuchen in einer Welt, dem Zimmer, das ein dreidimensionaler Raum ist, ein Produkt vierdimensionaler Art, ein Ultraschall-Flugzeug, anzuwenden, das unser bisheriges, nur räumlich orientiertes Wahrnehmungsvermögen übersteigt.

Ein drittes Beispiel kann uns eine Ahnung davon vermitteln, was durch die Hereinnahme des Zeitthemas in unsere Betrachtungsweise zu gewinnen ist. Es zeigt deutlich, was für uns erreichbar wird, wenn es uns gelingt, nicht nur räumlich und damit teilhaft und teilend zu denken, sondern auch die »Zeit« in ihrer ganzen Komplexität in unsere Wirklichkeit einzubeziehen.

Einbruch der Zeit

Zweiter Teil

Der Einbruch der Zeit

2. Die Bewusstwerdung
des Ganzen

Das dritte Beispiel betrifft das bisherige Verhaftetsein an den Nationalismus. Das nationalistische Denken ist ein Prototyp des dreidimensionalen Denkens. Der Mensch als Kind einer Nation fasst nämlich Art and Wesen der eigenen Nation als ideale Konstante auf; das aber ist ein statisches Konzept und damit eine dreidimensionale, perspektivische, fixierte Vorstellung. Heute müssen wir, wie neueste geschichtsphilosophische und soziologische Überlegungen erweisen, die Nationen als dynamische Einzelentfaltungen eines größeren Kulturkreises betrachten. Sobald wir uns dieser Tatsache bewusst werden, ist der Nationalismus zwar nicht abgeschafft, aber überwunden. Er ist dann in einer weiteren, umfassenderen Wirklichkeit integriert worden, weil nicht mehr die Teile, die Nationen, sondern die sie umfassende Ganzheit, der betreffende Kulturkreis, Wirkungs- und Bewusstwerdungsmöglichkeit erhält.

Gerade dieses Beispiel scheint wertvoll und aufschlussreich, denn es zeigt nicht nur, dass eine neue, konstruktive Weltsicht oder Betrachtungsweise der Gegebenheiten möglich ist, sondern enthält als wesentlich vor allem zwei Komponenten, welche ausschlaggebend dafür sein dürften, dass diese neue Weltsicht realisierbar wird. Diese beiden Komponenten sind die zeitliche und die ganzheitliche. Die zeitliche wird in der Auffassung sichtbar, dass Nationen keine statischen Ideen seien, sondern dynamische Einzelentfaltungen eines größeren Kulturkreises. In dem Moment, da die zeitliche Komponente in die Betrachtung hineingenommen wird, kommt auch das ganzheitliche Moment zum Durchbruch, denn es schließt sich zu einer Ganzheit zusammen, was, bloß räumlich gesehen, sich feindlich und gegensätzlich gegenüberstand. Eine neue Ausgangsbasis ist gewonnen, die neue Weltsicht ist auf einem wesentlichen Gebiet vollzogen. Deshalb ist es bemerkenswert, dass sich heute überall in den Wissenschaften eine Neigung zu ganzheitlicher Betrachtung zeigt, wenn sie auch nur dort positive Resultate zeitigt, wo diese oder jene der vielfältigen Manifestationsformen der »Zeit« in die Betrachtung hereingenommen werden. So war es möglich, dass der alte Gegensatz zwischen Anorganisch und Organisch als nicht bestehend erkannt wurde. An seine Stelle tritt eine Annäherung zwischen Physik und Biologie, die nicht nur in der Quantenbiologie sichtbar wird. Dasselbe gilt für die Biologie hinsichtlich der Psychologie; statt des alten Dualismus: hier Körper, dort Seele, finden wir die Psychosomatik, der eine ganzheitliche Auffassung des Menschen gelungen ist, and die es bereits vermag, den ganzen Menschen (so bei G. R. Heyer and bei Arthur Jores, s. S. 598) wahrnehmbar zu machen. Von der Psychologie führt eine Brücke hinüber zur Philosophie, die in der Existenzphilosophie Karl Jaspers' einen Ganzheit anstrebenden Ausdruck erfuhr. Und die Philosophie bewerkstelligt sogar die Fühlungnahme mit einem ihr bisher diametral gegenüberstehenden Felde unserer Kultur: eine Fühlungnahme mit der Literatur, die unter der Bezeichnung »Literaturmetaphysik« versucht wurde.

Diese ganzheitlichen Leistungen, die zugleich eine Auflösung einstiger Antagonismen und Dualismen darstellen, waren aber nur möglich, weil, gewusst oder ungewusst, für alle, die sie vollbrachten, das dreidimensionale räumliche Weltgefüge nicht mehr ausschließliche Gültigkeit hatte.

Überall dort, wo wir ganzheitlichen Bestrebungen begegnen, die auch die Zeit-Thematik in ihrer vollen Wirksamkeit und verschiedenartigen Äußerungsform berücksichtigen, nähern wir uns begrifflich jenem Ganzen an, das nur durch eine Realisationsform wahrnehmbar werden kann, welche den Mut aufbringt, »über« die bloße Begriffsbildung hinauszugehen, ohne deshalb etwa in die psychische Bilderwelt oder in die magische Erlebnissphäre abzusinken.

Da die Realisierung der Zeitfreiheit Vorbedingung für die Realisierung des Ganzen ist,

Einbruch der Zeit

Zweiter Teil

Der Einbruch der Zeit

2. Die Bewusstwerdung
des Ganzen

ist es nötig darauf hinzuweisen, dass beide dafür jenes zusätzlichen Bewusstseinsvermögens bedürfen, das in der Bewusstseinsmutation akut wird, die sich in unsern Tagen vollzieht and die nachzuweisen Aufgabe dieser Seiten ist.

Bloße mentale Wachheit reicht zur Realisierung der genannten Wirklichkeit nicht aus. Die Tageswachheit ermöglicht nur die Realisierung des Teilenden und Einteilenden, lässt Licht auf den Weg, den »Tao«, fallen, solange das mentale Bewusstsein in den Gegebenheiten des hellen Tages lebt, der nur Teiler ist: Teiler der Nacht, des Traumes, des Schlafes, der Welt, gleichwie der Begriff Zeit nur Teiler ist; solange ihr Teilen nicht Selbstzweck ist, geben sie uns indirekt auch gültige Kenntnis vom Ungeteilten. Wird die Welt jedoch nur als Wachheit gesehen, so bedeutet dies den Verlust des ungeteilten Traum- und Schlafhaften and bringt das Abgeteiltsein von diesen Komponenten mit sich: die teilende Tat führt zum Tod – des Menschen und seiner ganzen Kultur. Wachheit allein also genügt nicht, schon gar nicht jene Haltung des Nichts-als-Wachseins. Wohl aber Klarheit. Nur sie ist frei von Helligkeit, Zwielight und Dunkel und deshalb fähig, das Ganze zu durchblicken, in welchem schlafhafte Zeitlosigkeit, traumhafte Zeithaftigkeit and mentale Begriffswelt diaphan werden. Der so wahrnimmt, ist zeitfrei. Und wer zeitfrei ist, durchsieht das Ganze, dem er nicht als ein Teil, sondern als Ganzheit eingewirkt ist.